



24. September 1918

## WOLFGANG HEINE · PREUSSISCHE WAHLREFORM

**D**IE Krise der preußischen Wahlreform ist eine Krise der deutschen Zukunft. Wir nähern uns der Entscheidung mit raschen Schritten. Um ihre Tragweite ganz ermessen zu können, ist es notwendig sich die Bedeutung des Werkes noch einmal ins Gedächtnis zu rufen.

Über die Wahlrechtsvorlage der Regierung will ich nicht noch einmal reden sondern kurz auf das verweisen, was ich im Januar dieses Jahres hier darüber gesagt habe.<sup>1)</sup> Schon dieser Vorschlag der preußischen Wahlrechtsminister bedeutete trotz der formellen Gleichheit des darin geforderten Wahlrechts eine Halbheit und ein Zurückweichen vor den Widerständen, die in der preußischen Vergangenheit wurzeln. Schlimmer als dies: Er lief darauf hinaus das Etatsrecht des Abgeordnetenhauses zugunsten des Herrenhauses einzuschränken, das Herrenhaus gegen Umgestaltung seiner Mehrheit im Weg des Pairsschubs zu sichern, Konflikte zwischen den beiden Kammern herbeizuführen und ein Regieren in einem etatslosen Zustand zu erleichtern. Mit anderen Worten: Er sollte uns von der Mitwirkung des Volkes an der Regierung in den geordneten Formen des Parlamentarismus entfernen.

Über die Versuche der Abgeordnetenhausmehrheit an die Stelle des gleichen Wahlrechts ein Mehrstimmenwahlrecht zu setzen und dies noch an eine 3jährige Staatsangehörigkeit und 2jährige Ansässigkeit in der Gemeinde zu knüpfen diskutiere ich nicht. Ebenso wenig über die Phantasieen des Herrenhauses von einer ständischen Vertretung. Das sind ungeschminkte und gewollte Verhöhnungen des Gedankens der Wahlreform. Die Herren werden sich nicht einbilden, daß man dem aus dem Krieg heimkehrenden Volk mit solchen Vorschlägen kommen, dies als Zeichen der Hochachtung, die man vor seinen Taten und Opfern zu haben behauptet, vorsetzen könnte. Nur das unverfälschte gleiche Wahlrecht, das jedem Wähler eine Stimme gewährt, und das, um wirksam zu sein, auch den Bevölkerungszahlen der Wahlkreise dauernd entsprechend gehalten werden muß, kann als eine wirkliche Wahlreform im Sinn der Königlichen Botschaft gelten. Darüber hat man der Regierung wohl auch keine Zweifel gelassen.

Die Vorschläge von Pluralstimmen usw. sind deshalb weit uninteressanter als die sogenannten Sicherungen, die formell das gleiche Wahlrecht bestehen

<sup>1)</sup> Siehe Heine Der Weg zur Demokratie, in den Sozialistischen Monatsheften, 1918 I, Seite 1 ff.

lassen, das Parlament aber in den für die Fortentwicklung der politischen Verhältnisse in Preußen und damit in Deutschland wichtigsten Angelegenheiten lahmlegen wollen. Die Steigerung des Stimmenerfordernisses für Verfassungsänderungen auf drei Viertel in Verbindung mit der schon erwähnten Sicherung der Ersten Kammer gegen wirksame Eingriffe durch Ernennung neuer Mitglieder würde Preußen zur Erstarrung verurteilen; sie würde jedes Ventil so verstopfen, daß in Zeiten politischer Spannungen nur revolutionäre Explosionen möglich blieben. Vornehmlich die verkappten Wahlrechtsgegner im Zentrum haben durch die Verankerung reaktionärer Ansprüche in der Verfassung den verhängnisvollen Weg zur Entwertung des gleichen Wahlrechts gezeigt. Man unterschätzt in diesen Zeiten täglich neuer aufregender militärischer Meldungen viel zu sehr, was es bedeutet, daß die Volksschule dauernd konfessionell gehalten, jede Rückkehr zum Prinzip eines interkonfessionellen Unterrichts verbarrikadiert werden soll. Wir haben leider in diesen Kriegsjahren aus dem anfänglich einmütigen deutschen Volksbewußtsein alte Gegensätze wieder aufleben sehen, auf deren völlige Überwindung man gehofft hatte. Das Bewußtsein der Spaltung der Religionen ist vielleicht am wenigsten vertieft, eher bei den Kriegsteilnehmern etwas verwischt worden. Wenn jetzt diese Gegensätze der Kirchen schon der Kindheit von früh an eingeprägt werden sollen, so entspricht das nicht dem, was das deutsche Volk braucht, sondern kann lediglich hierarchischen Machtwünschen nützen. Was in den Religionen an innerlicher Kraft vorhanden ist, soll damit nicht gering geschätzt werden; man wird diese Mächte als eines der Mittel brauchen, um die Verbindung der zerrissenen Menschheit wieder herzustellen und die Wunden des Hasses zu heilen. Aber das wird um so besser gelingen, je weniger man im eigenen Volksleben Risse schafft und vertieft, die einheitliche Arbeit hindern.

Sind also die größten Bedenken schon gegen die vom Abgeordnetenhaus vorgeschlagenen sogenannten Sicherungen zu erheben, so wäre die Versteifung des Dreiklassenwahlrechts der Gemeinden in der Verfassung, das heißt ihre unabänderliche Festlegung auf Jahrzehnte hinaus, ein Verbrechen an der Zukunft Preußens. Denn je wichtiger soziale Arbeit in den Gemeinden wird, um so unerträglicher wird die Verhinderung jeden Fortschritts durch die rückständigen Kommunalwahlrechte. Eine Wahlreform mit dieser Beigabe kann das Volk nicht als Erfüllung seiner Forderungen gelten lassen.

Auch die halben oder widerwilligen Befürworter der Wahlreform sehen das ein und raten ihren Anhängern warnend zu bedenken, daß, wenn jetzt nichts zustande käme, wahrscheinlich ein viel radikaleres Wahlrecht die Folge sein würde. Das ist wahr und ist die Stärke der Wahlrechtsfreunde. Käme es nur auf die Erweiterung des preußischen Wahlrechts als solche an, so könnten wir nichts lieber sehen, als wenn an der Hartnäckigkeit des Herrenhauses und dem Unverständnis gewisser Teile des Zentrums und der Nationalliberalen jetzt das ganze Werk scheiterte. Das neue Wahlrecht kann nicht schlechter, nur besser ausfallen, wenn es in der Glut der Entrüstung über die Rückständigkeit der Privilegierten geschmiedet wird. Wenn wir gleichwohl wünschten, daß sofort und ohne noch lange innere Kämpfe eine Reform zustande käme (selbstverständlich eine, die diesen Namen mit Recht verdient), so ist vor allem die Rücksicht auf die gesamten politischen Verhältnisse maßgebend. Das deutsche Volk bedarf aller Kraft und Entschlos-

senheit, um dem Ansturm der Feinde weiterhin wie bisher standzuhalten. Die innere Einheit aber ist zerstört. Das Volk, dem so Unerhörtes zugemutet werden muß wie dieser Krieg es mit sich bringt, kann sich nicht mit leeren Versprechungen einer *Neuorientierung* hinhalten lassen, während ihm zugleich von den Herrschenden klargemacht wird, daß sie die Macht fest in den Händen behalten wollen. Wenn sich auch jetzt preußische Minister für das gleiche Wahlrecht aussprechen, so vergißt das Volk doch nicht, daß nur erst mit tausend Verschleppungen nach und nach die Regierung sich dieses Zugeständnis hat abringen lassen, und es sieht mit tiefstem Mißtrauen der schwächlichen, zögernden Art zu, in der sie dies Versprechen einzulösen behauptet. Da das Volk nun zugleich die selbe Schwerfälligkeit und einen gleichen hartnäckigen Widerstand gegen alle seine dringendsten Forderungen auf fast allen anderen Gebieten erlebt, so muß eine Mißstimmung die Folge sein, die in Gefahr ist bei vielen in Verzweiflung am Vaterland und völlige Gleichgültigkeit gegen dessen Schicksal auszuarten. Man glaubt nicht mehr, daß diese Staatsorganisation, für die sich jeder opfern soll, noch fähig wäre sich zu erneuern.

Gerade deshalb aber muß sofort der Anfang einer solchen Neugestaltung des politischen Lebens in Deutschland gemacht werden, die durch die Einführung des gleichen Wahlrechts in Preußen gekennzeichnet würde. Freilich nur als Kennzeichnung eines neuen politischen Willens in Deutschland wäre die Wahlreform zu werten, hätte aber auch schon als solche Bedeutung genug. Fortgesetzt werden müßte das Werk in der weitem Demokratisierung des öffentlichen Lebens, wodurch dann wieder erst die neuen Kräfte geschaffen werden könnten, aus denen ein neues Leben der Nation hervorginge. Denn das ist doch das Ziel aller solcher Reformen. Der alte preußische Bürokratenstaat hat sich in keiner Weise bewährt. Namentlich die Mißerfolge unserer äußern Politik haben dies System halbabsolutistischer Regierung durch eine privilegierte Klasse bis auf die Knochen bloßgestellt. In diesem Autoritätsstaat ist nicht, wie manche meinen, die Keimzelle einer sozialistischen Gesellschaft zu sehen, sondern ein nur wenig angepaßtes Rudiment aus vorkapitalistischer Zeit, das für die neue Zeit ein nicht entwicklungsfähiges Organ darstellt. Wir brauchen die Ausbildung und Auswirkung aller Kräfte des Volkes, um uns in dieser Katastrophe aufrechtzuerhalten und nach ihr noch leben zu können. Dazu kann uns die alte Gebundenheit nichts nützen, die eine Ausschaltung der besten Volksteile für die Arbeit am Staat bedeutete. Wenn je, so braucht Deutschland in diesen Zeiten die sittliche Kraft, die aus persönlicher Überzeugung jedes einzelnen strömt, und die individuelle Leistung. Nur so kann die Verbindung zu gesellschaftlichen Einrichtungen, die ganz von selbst kommen wird, zur Erhöhung der Kräfte, statt zur Stagnation führen.

Insbesondere ist die parlamentarische Regierungsform unabweisbar, weil sie eine solche Quelle neuer Kräfte bedeutet. (Das gleiche Wahlrecht ist die Vorstufe.) Nicht um westländische Einrichtungen sklavisch nachzuahmen, müssen wir sie fordern, sondern weil gerade für Deutschland, um die Gleichgültigkeit des Volkes für seine eigenen politischen Aufgaben zu überwinden, ein solcher individueller Anreiz, wie der Parlamentarismus ihn bietet, notwendig ist. Daß das gleiche Wahlrecht auch Kräfte mindern Ranges in das Parlament bringen würde, und daß auch der Parlamentarismus seine beson-

deren Schwächen hat und Fehler machen kann, wird niemand bestreiten; nur sind es dann eben die Fehler, die das Volk selbst begeht, und es büßt dann seine eigene Schuld, nicht die einer Kaste, die alle Warnungen und Ratsschläge der Klügsten und Fortgeschrittensten zu mißachten pflegt.

So rechtfertigt schon die ganz besondere Lage Deutschlands die Forderung des gleichen Wahlrechts und der Parlamentarisierung der Regierung. Die Grundgedanken der Demokratie und Volksfreiheit aber können auch ganz allgemein aus begrifflichen Erwägungen abgeleitet werden und haben ihre über die gegenwärtige besondere Lage hinausreichende Bedeutung, wie sie denn auch auf allen möglichen Stufen der Kultur aufgetreten sind und sich überall als Kraftspender bewährt haben. Es ist ganz falsch sie einseitig als Ausdrucksformen des Kleinkapitalismus auszulegen und dementsprechend für unsere Zeit gering einzuschätzen oder sie sogar unter völliger Entstellung des Begriffs der *Diktatur des Proletariats* dauernd zum alten Eisen zu werfen.

Wir Deutsche haben noch einen besondern Grund an den Gedanken der Demokratie, die sich jedenfalls gegenwärtig nur in den Formen des Parlamentarismus betätigen können, festzuhalten. Uns droht, hervorgerufen oder doch beschleunigt durch die Großproduktion von Kriegsmaterial und durch die jahrelang währende Abschneidung vom Weltmarkt, die Gefahr einer überkapitalistischen Entwicklung, die gewisse sozialistische Merkmale hätte, aber gerade den Gegensatz von einer Expropriation bedeuten würde. Auch dieser Sozialismus der Milliardäre hat seine Theorie und seinen Idealismus und glaubt dem Vaterland zu dienen und die Menschheit zu vervollkommen. Die preußische Bürokratie mit strenger Zucht, Unterordnung in ein allgemeines gleiches Denken, Wollen und Handeln ist ihr Vorbild und soll ihr Instrument werden. Das ganze Leben der Nation möchten diese sonderbaren Idealisten nach einer Art wirtschaftlichen, politischen und geistigen Taylorsystems behandeln, den Menschen zur lebenden Maschine in der Hand der Allgemeinheit ausbilden; wobei dann diese Allgemeinheit durch die Captains of industry vertreten würde. Die Zustände, die uns nach dem Krieg drohen, werden, wie er auch ausfallen möge, sehr geeignet sein solchen Plänen Vorschub zu leisten. Es scheint mir Aufgabe der alten deutschen Sozialdemokratie, die sich von jeher als Erbin der klassischen deutschen Philosophie und Literatur gefühlt hat, hiergegen die seelischen Mächte der Persönlichkeit und der Freiheit der Völker anzurufen und ihnen zum Sieg zu verhelfen.

## LUDWIG QUESSEL · ENGLANDS KNOCK OUT-POLITIK GEGEN FRANKREICH UND DEUTSCHLAND



In diesen Tagen, die klarer als irgendeine andere Periode der hinter uns liegenden 4 Kriegsjahre uns den wahren Sinn des Krieges als eines großen Entscheidungskampfes zwischen Deutschland und England enthüllen, scheint es nicht unangebracht unsere Aufmerksamkeit auf die Tatsache zu lenken, daß das Schicksal, das England uns jetzt bereiten will, so ziemlich das selbe ist, das Frankreich von seiten Englands vor 100 Jahren erleiden mußte. Nun gibt es freilich Leute, denen historische Rückblicke ziemlich zwecklos, bestenfalls als ein geistiges Vergnügen erscheinen, da der Politiker aus der Vergangenheit doch

nichts Rechtes lernen könne. Bei dem Mangel an politischem Sinn, der die deutsche Geschichtsschreibung auszeichnet, ist jene Abneigung aus der Geschichte Lehren für die Zukunft zu ziehen auch bis zu einem gewissen Grad begreiflich. Der Politiker, der die Werke unserer Historiker studiert, wird daraus kaum einen großen Gewinn für die politische Praxis ziehen. Ganz anders wird sein Urteil über die Bedeutung der Geschichte für die Politik jedoch ausfallen, wenn er sich den englischen Historikern zuwendet, an deren Vorträgen und Schriften sich die britischen Staatsmänner, die diesen Krieg so meisterhaft vorbereiteten und führten, politisch inspiriert und geschult haben. Unter diesen ragt an Einfluß und Bedeutung das Parlamentsmitglied J. R. Seeley hervor, der als Professor der modernen Geschichte an der Universität Cambridge durch seine 1884 in Buchform veröffentlichten Vorlesungen über die Expansion Englands den britischen Staatsmännern die politischen Lehren vermittelte, die für die britische Politik aus der Geschichte Englands zu entnehmen sind. Seeley charakterisiert das Verhältnis zwischen Geschichte und Politik dahin, daß die Politik, wenn sie nicht durch die Geschichte weitsichtig gemacht werde, vulgär sei, und die Geschichte zu bloßer Literatur verbleibe, wenn sie ihre Beziehungen zur praktischen Politik aus dem Gesicht verliere. Die Lehren der Geschichte für die Politik nutzbar zu machen sieht Seeley als die Hauptaufgabe der englischen Historiker an, und in diesem Sinn ruft er seinen Schülern und Lesern zu: »Ich sage euch, daß, wenn ihr englische Geschichte studiert, ihr nicht nur Englands Vergangenheit sondern auch seine Zukunft studiert.«

Die große Lehre, die Seeley aus 4 Jahrhunderten englischer Geschichte für die praktische Politik Großbritanniens ziehen zu können glaubt, ist nun die, daß England immer größer und mächtiger geworden sei, und zwar wesentlich dadurch, daß es die Staaten, die jeweilig seine Kolonial- und Handels suprematie bedrohten, durch Kriege unschädlich gemacht habe. Die sittlichen Bedenken gegen diese Politik sucht Seeley wie folgt zu beschwichtigen:

»Ihr werdet bemerkt haben, daß ich in diesem Überblick über das Wachstum des Größern Britanniens nicht den geringsten Versuch gemacht habe die erzielten Eroberungen zu verherrlichen oder die von unseren Landsleuten zur Anwendung gebrachten Mittel zu rechtfertigen, noch daß ich, als ich darauf hinwies, wie England seine 4 Rivalen [Spanien, Portugal, Holland, Frankreich] im Wettbewerb überholte, im geringsten daran gedacht habe für England größere Tugend oder Tapferkeit zu beanspruchen. Ich habe euch nicht gebeten Drake, Hawkins, den Commonwealth Cromwells oder die Regierung Karls II. zu bewundern oder zu loben. Es ist in der Tat nicht leicht das Verhalten derjenigen zu billigen, die das Größere Britanniens aufbauten, obwohl viel an ihren großen Taten zu bewundern ist und gewiß viel weniger daran zu tadeln oder zu verabscheuen als an den Handlungen der spanischen Abenteurer. . . Vielleicht werdet ihr fragen, ob wir erwarten oder wünschen können, daß es [das Größere Britanniens] gedeihe, wenn Verbrechen zu seiner Errichtung begangen wurden. In dieser Weise urteilt der Gott, der uns in der Geschichte offenbart wird, jedoch in der Regel nicht. Die Geschichte zeigt uns nicht, daß unrechtmäßig erworbene Eroberungen der einen Generation in der andern wieder mit Gewißheit oder Wahrscheinlichkeit verloren gehen; und, da Herrschaft niemals mit Eigentum verwechselt werden darf, so scheint es nicht, daß die Staaten ein Recht haben, noch weniger, daß sie verpflichtet sind Gewinne zurückzugeben, die mehr oder weniger unrechtmäßig erworben sein mögen.«<sup>1)</sup>

Wie Seeley seinen Hörern und Lesern davon abrät ihre Politik von moralischen Erwägungen beeinflussen zu lassen, so warnt er auch davor sich bei politischen Entscheidungen von konfessionellen Beweggründen leiten zu

<sup>1)</sup> Siehe Seeley *The Expansion of England* /Leipzig 1884/, Seite 146.

lassen. Aus diesem Grund verwendet er große Sorgfalt auf den Nachweis, daß die Gründer des Größern Britanniens auch dann, wenn sie, wie bei den Kriegen gegen Spanien, einen Kampf um der Religion willen zu führen scheinen, als Hauptziel immer das vor Augen hatten: den Handel und die Kolonien des Feindes an sich zu reißen. Wie wenig Raum im außenpolitischen Denken der britischen Staatsmänner das konfessionelle Element in Wirklichkeit gespielt habe, zeigt Seeley daran, daß, als Spaniens Handels- und Seemacht von England ruiniert worden war, die britische Politik sich nunmehr der Aufgabe zuwandte dem protestantischen Holland das selbe Schicksal zu bereiten, das das katholische Spanien erlitten hatte:

»Wie lagen die Dinge bei unserm Krieg mit Holland? . . . Es wird als Beweis für die ruchlose Immoralität jener Regierung [Karls II.] angesehen, daß sie gemeinsam mit der katholischen Regierung Ludwigs XIV. einen tödlichen Schlag gegen die protestantische Brudermacht führte. . . Karl II. folgte jedoch nur den vorgängigen Beispielen, die ihm . . . von Cromwell gegeben worden waren. . . Anthony Ashley Cooper, ein Mann cromwellianischer Ideen, unterstützte ihn, indem er die alten Worte anführte: *Delenda est Carthago*. Oder in anderen Worten; Holland ist unser großer Rivale im Handel, auf dem Meere und in der Neuen Welt; laßt es uns zerstören, ob schon es eine protestantische Macht ist, laßt es uns zerstören mit Hilfe einer katholischen Macht.«<sup>2)</sup>

Was nun die britische Knock out-Politik gegen Frankreich betrifft, so kann hier wie bei der Niederwerfung Hollands gar nicht der Gedanke auftauchen, daß sie von sittlichen oder religiösen Beweggründen inspiriert worden sei. Ebenso wenig kann verkannt werden, daß der Wunsch die französischen Kolonien und Niederlassungen in Asien und Amerika an sich zu reißen, eine der stärksten Triebfedern bei der britischen Knock out-Politik gegen Frankreich gewesen ist. Zweifel können darüber entstehen, ob auch die Handelsrivalität eine Rolle in dem Vernichtungskrieg Englands gegen Frankreich gespielt hat. Denjenigen Historikern, die dieses Motiv in Abrede stellen, kann zugegeben werden, daß Frankreich in der 1. Hälfte des 17. Jahrhunderts noch ein Lebensmittel und landwirtschaftliche Rohstoffe ausführender Agrarstaat war, daher als Handelsrivale Englands nicht gelten konnte. Der agrarstaatliche Charakter der Wirtschaftspolitik Frankreichs in jener Zeit kommt programmatisch in dem berühmten Ausspruch Sullys zur Geltung: »Ackerbau und Viehzucht sind die beiden Nährbrüste des Staates, die wahren Minen von Peru.«<sup>3)</sup> Dieser Zustand der französischen Volkswirtschaft erfuhr jedoch, wie neuere Forschungen dargetan haben, eine schnelle Änderung in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts. Wie sich Deutschland nach der Reichsgründung unter der Verwaltung Bismarcks in einem einzigen Jahrzehnt zum Industriestaat entwickelte, so wurde Frankreich nach der Thronbesteigung Ludwigs XIV. unter der Verwaltung Colberts schnell zu einem industriellen Handelsstaat, der möglichst viel Qualitätswaren und Luxusartikel auszuführen, Nahrungsmittel und Rohstoffe dagegen einzuführen suchte. Die Grundlage für diese Entwicklung schuf Colbert durch seine Finanzreform, die die Reineinnahmen des Staates in 20 Jahren um mehr als 300 %, von 32 auf 97 Millionen Livres steigerte.<sup>4)</sup> Diese vom Colberts Zeitgenossen als geradezu märchenhaft empfundene Erhöhung der reinen Staatseinnahmen gab dem großen Minister Ludwigs XIV. die Möglich-

<sup>2)</sup> Siehe Seeley, am erwähnten Ort, Seite 127.

<sup>3)</sup> Siehe Araschaniantz Die französische Getreidehandelspolitik bis zum Jahre 1789 /Leipzig 1863/, Seite 73 ff.

<sup>4)</sup> Siehe Forbonnais Recherches et considérations sur les finances I /Basel 1758/, Seite 201 ff.

keit zu einer Gewerbepolitik großen Stils. Alle die Qualitäts- und Luxusindustriellen, deren Erzeugnisse noch heute in der französischen Ausfuhr vorherrschen, wie Seidengewebe, Tuche, Kammgarnstoffe, Spitzen, Gold- und Silberwaren, Uhren, Instrumente, Tapeten, Papier, Seifen, Kerzen, Parfümerien, Spiegel, Glaswaren usw., wurden von Colbert mit erheblichen Geldsummen entweder neu ins Leben gerufen oder technisch auf eine wesentlich höhere Stufe gebracht.<sup>3)</sup> Wie Deutschland in der spät kapitalistischen Periode, so wurde Frankreich in der früh kapitalistischen in erstaunlich kurzer Zeit der erste Industriestaat des Kontinents. Schon 1653 hatte Colbert in einer an Mazarin gerichteten Denkschrift sein handelspolitisches Programm entwickelt, das die Einführung von Schutzzöllen im Interesse der Industrie vorsah. Hieran schloßen sich Maßnahmen zur Unterdrückung des ausländischen Zwischenhandels, den er durch Schaffung einer großen Flotte und Entwicklung des französischen Kolonialbesitzes aus dem Feld zu schlagen hofft. An die Stelle der bisher vorwiegend fiskalischen Gesichtspunkte treten seit 1664 handelspolitische, der Finanzzoll wird durch den Schutzzoll ersetzt. Mit gewaltiger Hand greift Colbert in die Bahnen des überseeischen Handels ein. Dem englischen Handel wird im Atlantischen Ozean die westindische, im Indischen Ozean die ostindische, im Mittelländischen Meer die levantische Kompanie entgegengestellt. Um diese Kompanien vor der Konkurrenz Englands zu schützen, werden dem französischen Handel große Export- und Importprämien gezahlt, während der Export und Import der auswärtigen Kaufleute mit einer besondern Abgabe (*droit de fret*) belastet blieb. Colbert war sich auch nicht im Zweifel darüber, daß Frankreichs Eintritt in die Reihe der großen See- und Handelsmächte von England nicht ruhig hingenommen werden würde. Das beweist die fieberhafte Eile, mit der er die französische Flotte zu entwickeln strebte. Ihre Verdreifachung in noch nicht einem Jahrzehnt bildete ein weiteres Moment die Gegensätze zwischen Frankreich und England zu verschärfen.

Zunächst hielt sich freilich die britische Diplomatie im Hintergrund. Ihre traditionelle Politik gegenüber zwei Rivalen gebot ihr zunächst die beiden aneinanderzubringen. Das gelang ihr über alle Maßen gut. 1667 und 1672 werden Frankreich und Holland in Krieg verwickelt, und da sich der Sieg Frankreich zuneigt, wird eine europäische Koalition gegen die Franzosen ins Feld geführt. Mit Beginn des 18. Jahrhunderts ist Holland für England als Rivale erledigt. Jetzt wird Frankreich zum Feind, der niedergedrungen werden muß. Der Gegensatz zwischen England und Frankreich war aber nicht nur kommerzieller sondern auch kolonialer Natur. Frankreich besaß schon im 17. Jahrhundert in Nordamerika ein ausgedehntes Kolonialreich, das sich von der Hudsonbai bis zum Golf von Mexico erstreckte. Drei Stromsysteme bewässerten das gewaltige Gebiet: im Norden der Nelsonfluß und Lorenzstrom, im Süden der Mississippi. Ein politischer Prophet, meint Seeley, der die Aussichten der beiden Kolonialmächte in der Neuen Welt mit einander verglichen hätte, konnte, indem er den Vorteil jener Ströme für Frankreich in Rechnung stellte, leicht zu der Auffassung kommen, daß in Zukunft Nordamerika eher Frankreich als England gehören würde. Neben dem kolonialen Gegensatz war aber auch der kommerzielle von größter Bedeutung; denn

<sup>3)</sup> Siehe Clément *Histoire de Colbert II* /Paris 1901/, Seite 213 ff., und Levasseur *Histoire des classes ouvrières en France* /Paris 1901/, Seite 242 ff.

nach der Zurückdrängung Hollands war Frankreich die einzige Macht, die England auf kommerziellem und industriellem Gebiet zu fürchten hatte. Im Besitz eines fast doppelt so großen Territoriums mit weit größerer natürlicher Fruchtbarkeit und einer fast 3mal so starken Bevölkerung wie Großbritannien war Frankreich für England ein weit gefährlicherer Gegner als Holland. Aber der Krieg war, wie Seeley sagt, »für England durchaus eine Industrie, ein Weg zum Reichtum, das blühendste Geschäft, die vorteilhafteste Kapitalanlage der Zeit.«<sup>6)</sup> Und deshalb schreckte England auch nicht davor zurück den Kampf mit diesem mächtigen Gegner aufzunehmen. In Amerika und Indien stießen die Engländer im 18. Jahrhundert überall auf den selben Rivalen. In beiden Ländern, erklärt Seeley, schüttelten die englischen und französischen Händler von ihren konkurrierenden Handelsstationen aus ihre Fäuste gegen einander. In Amerika stand das britische Neuengland und Virginien dem französischen Acadia und Canada entgegen, und ebenso in Indien das britische Madras, Kalkutta und Bombay dem französischen Pondicherry, Chandernagore und Mahee. Seeley lenkt die Aufmerksamkeit seiner Hörer und Leser immer wieder auf die entscheidende Tatsache, daß hinter allen Narreteien und Intrigen der Erbfolge- und Thronfolgekriege des 18. Jahrhunderts der große Kampf Englands gegen Frankreich steht, bei dem England nichts anderes wollte als sich des Handels und der Kolonien Frankreichs zu bemächtigen. Der politische Vorteil Englands in diesem Kampf war, daß die französische Politik stets in »eine Politik kolonialer Extension und eine Politik europäischer Eroberung« geteilt war, während England immer nur das eine Ziel verfolgte: den Handel und die Kolonien Frankreichs in seinen Besitz zu bringen. Frankreich verlor die Neue Welt, die ihm schon zu gehören schien, weil es eben zwei Kriege für zwei verschiedene Objekte zu führen suchte:

»Wenn Chatham sagte, daß er Amerika in Deutschland erobern würde, bekundete er, daß er den Fehler erkannte, den Frankreich beging, indem es seine Kräfte teilte, und daß er sah, wie man durch Subsidienzahlung an Friedrich II. Frankreich in Deutschland zur Erschöpfung bringen konnte, während seine Besitzungen in Amerika in unsere Hand fielen.«<sup>7)</sup>

Die Krisis für Frankreichs Kolonialbesitz vollzog sich zwischen 1740 und 1760 sowohl in Amerika als auch in Indien. In diesen Jahren erhielt Frankreich von England den tödlichen knock out blow. Der englische Vernichtungskrieg gegen die Männer von 1789 und Napoléon ergab sich für England später daraus, daß deren Außenpolitik konsequent auf das Ziel gerichtet blieb das unter Ludwig XV. dem Land entrissene Kolonialreich zurückzugewinnen. Im ganzen umfaßt nach Seeley der Knock-out-Krieg Englands gegen Frankreich, »bei dem das Größere Frankreich von dem Größern Britannien verschlungen wurde«, mehr als 100 Jahre. Die letzte Phase dieses »Hundred Years' War« ist ihm der Krieg Englands gegen Napoléon, und es ist überaus interessant zu erfahren, wie sich dieser Kampf im politischen Bewußtsein der Engländer spiegelt. Seeley ist weit davon entfernt in Napoléon etwa nur einen Eroberer im Stil Friedrichs II. zu sehen, dessen Ehrgeiz auf die Gewinnung einiger europäischer Territorien gerichtet blieb. Er kennt nur einen Mann in der neuern Geschichte, der mit Napoléon verglichen werden kann: Cromwell, weil dieser wie Napoléon Imperialist in dem Sinn war, daß sein Ziel nicht die Aufrichtung eines großen Reichs in Europa sondern eines

<sup>6)</sup> Siehe Seeley, am erwähnten Ort, Seite 122.

<sup>7)</sup> Siehe Seeley, am erwähnten Ort, Seite 107.;



überseeischen Weltreichs war, und weil der Imperialismus beider Männer von revolutionären Ideen getragen wurde. »Nichts«, sagt Seeley, »ist gefährlicher als ein Imperialismus, der mit einer Idee auf dem Banner marschiert, und der Protestantismus war für unsern Imperator Cromwell, was die Ideen der Revolution für Napoléon waren.« Ganz besonders läßt es sich Seeley aber angelegen sein seine Hörer und Leser davon zu überzeugen, daß alle Kriege, die Napoléon in Europa führte, lediglich Mittel zu einem großen Zweck waren, daß sein militärisches und politisches Genie ganz und gar nur dem einen diene: den Engländern das Größere Frankreich, das sie in den Jahren 1740 bis 1760 an sich gebracht hatten, wieder zu entreißen:

»Sie [die britischen Historiker der balance of power] sehen in ihm [Napoléon] einen Herrscher, der den Ehrgeiz hatte die Eroberung Europas zu unternehmen, und dessen Genie dieses Unternehmen fast gelang. Jedoch, die hauptsächlichste Eigentümlichkeit seiner Laufbahn ist, daß, obgleich er dies tat, er nicht dies sondern etwas anderes beabsichtigte. Er wollte große Eroberungen machen, und er machte große Eroberungen; aber diejenigen, die er machte, waren nicht diejenigen, die er zu machen beabsichtigte. Napoléons Blick war gar nicht auf Europa gerichtet. »Cette vieille Europe m'ennuie«, sagte er offen. Sein Ehrgeiz war auf die Neue Welt gerichtet. Er ist der Titan, dessen Traum es ist das Größere Frankreich wieder herzustellen, das in den Kämpfen des 18. Jahrhunderts gefallen war, und das Größere Britannien, das auf seinen Ruinen errichtet worden war, niederzuwerfen. Er macht aus diesem Ehrgeiz kein Geheimnis, noch leistet er jemals darauf Verzicht. Seine Eroberungen in Europa werden sozusagen zufällig gemacht, und er behandelt sie immer nur als einen Ausgangspunkt für einen neuen Angriff auf England. Er erobert Deutschland, aber warum? Weil Österreich und Rußland, von England mit Subsidien versehen, gegen ihn marschieren, als er zu Boulogne über die Eroberung Englands brütet. Als Deutschland erobert worden ist, was ist sein erster Gedanke? Daß er jetzt eine neue Waffe gegen England hat, da er das Kontinentalsystem ganz Europa auferlegen kann. Warum okkupiert er Spanien und Portugal? Weil sie Seemächte mit Flotten und Kolonien sind, die man gegen England verwenden kann. Schließlich, wenn ihr ein solches Unternehmen wie die russische Expedition studiert, werdet ihr gezwungen zuzugeben, daß sie entweder kein Objekt hatte, oder daß sie gegen England gerichtet war.«<sup>9)</sup>

**N**APOLEON hat sein Ziel: den Engländern das Größere Frankreich in Amerika und Indien zu entreißen, nicht erreichen können. Von England aufgereizt, erhob Kontinentaleuropa sich gegen ihn und schmiedete sich so selbst die Fesseln, mit denen es von England niedergehalten wurde. Der knock out blow, den England im Frieden von Paris 1763 Frankreich versetzte, war und blieb für das Größere Frankreich in Amerika und Indien ein tödlicher Schlag. Seiner Überseemacht beraubt, konnte Frankreich nicht mehr die Höhe erklimmen, die es als Weltmacht bis 1740 behauptet hatte. Punkt für Punkt soll sich jetzt an Deutschland das selbe Schicksal vollziehen wie 1763 an Frankreich. Wie damals England sich durch die Kriege auf dem Kontinent die Kolonien und den überseeischen Handel Frankreichs eroberte, so kämpft es heute in Frankreich, um die Kolonien und den auswärtigen Handel Deutschlands in seinen Besitz zu bekommen. Und es ist heute in allen Stücken noch die selbe Politik wie 1740 bis 1760, die England hierbei zur Anwendung bringt, und die selbe Blindheit zeigt sich wieder bei den europäischen Kontinentalvölkern, die, um England groß zu machen, sich selbst und den ganzen Kontinent ökonomisch ruinieren.

Was Frankreich und Deutschland betrifft, so sind die Rollen heute allerdings

<sup>9)</sup> Siehe Seeley, am erwähnten Ort, Seite 115 f.

vertauscht. Wie Deutschland 1814, so soll heute Frankreich zur höhern Ehre Englands als Sieger aus dem Weltkrieg hervorgehen. Aber als Sieger, der, aus tausend Wunden blutend, physisch und ökonomisch erschöpft, England nicht gefährlich werden kann. Die Staatsmänner, die Englands Geschichte leiten, müßten keine Schüler Seeleys sein, um nicht mit Mißtrauen auf die wunderbare Kraftentfaltung Frankreichs zu blicken. In London weiß man, daß *Macht Geist* ist, nicht Geist, losgelöst vom Körper, aber doch im wesentlichen Geist. Englands großartiger Aufstieg ist ihnen selbst der Beweis dafür, daß der Geist, der sich in der Geschichte als Macht manifestiert, als *weltbeherrschende Macht*, in einem sehr schwachen Volkskörper wohnen kann. Es waren 10 Millionen Briten, die 1814 den endgültigen Sieg über 40 Millionen Franzosen davontrugen. Und weil eine 400jährige Geschichte England gelehrt hat, daß *Macht Geist* ist, blickt man mit tiefer Unruhe auf die überraschende Entfaltung von Frankreichs politischem und militärischem Genie. Daß England erst Erfolge gegen Deutschland davontragen konnte, nachdem es sich unter französischen Oberbefehl gestellt hatte, schmerzt die stolze Britenseele tief. Man sieht in London, daß Frankreich vermöge seiner Geistesmacht unter den Völkern Europas wieder die erste Stelle einnehmen könnte, wenn der deutsche Rivale auf dem Weltmarkt niedergeworfen ist. Deshalb muß der Friede, den England in Berlin schließen will, auch Frankreich treffen. Frankreich soll zusammen mit Deutschland einen *knock out blow* empfangen, der seinen Geist für 100 Jahre niederdrückt. Vor allem will London dauernd Feindschaft setzen zwischen Frankreich und Deutschland, zwischen französischem und deutschem Geist. In London weiß man genau, daß eine Verständigung zwischen Frankreich und Deutschland gleichbedeutend wäre mit dem Verlust des Krieges für England. Deshalb zeigt sich auch der militärische Mitarbeiter der Times so überaus beunruhigt durch die Möglichkeit, daß Deutschland Frankreich einen Vergleich anbieten könnte. Solch ein Verständigungsfrieden zwischen diesen beiden Staaten, schreibt er, »wäre ein Schicksalsschlag für unsere Erwartung einer neuen Welt nach dem Krieg und besonders gefährlich für unsere Lage in Asien«. Ein ökonomisch zerstörter, von Völkerhaß und Staatenzwietracht zerrissener Kontinent muß geschaffen werden, wenn England sein Welthandelsmonopol neu entstehen und aus türkischem und deutschem Besitz sein afrikanisch-asiatisches Reich vom Kap bis Kairo und von Kairo bis Kalkutta aufbauen will, neben dem dann nur noch fremder Kolonialbesitz von Englands Gnaden bestehen kann.

Ist es nun aber, so muß man fragen, das unabwendbare Verhängnis Europas, daß sich der Kontinent zur Machtsteigerung Englands zerfleischt? Ist es notwendig, daß alle 100 Jahre ein europäischer Krieg die Fluren des Kontinents zerstampft, damit England in Europa immer neue Gebiete Afrikas und Asiens erobern kann? Kann keine Brücke der Verständigung von Deutschland nach Frankreich geschlagen werden? Soll der Frieden von 1871 dauernd zwischen beiden Völkern stehen? Oder könnte man nicht jedem der beiden das geben, was es seelisch oder ökonomisch braucht? Man glaubt, Elsaß-Lothringen mache das unmöglich. Frankreich fühlt sich seit der großen Revolution mit Elsaß-Lothringen seelisch verbunden. Das Deutsche Reich wiederum kann schon aus ökonomisch-politischen Gründen auf dieses Land nicht verzichten. Doch gerade die Ökonomie zeigt hier einen Weg

der Verständigung. Eine wirtschaftliche Vereinbarung, eine Art wirtschaftlichen Kondominiums über die deutschen und französischen Landesteile, das deutsche Kohle und französische Erze zum Nutzen der Volkswirtschaften beider Völker verwaltet, würde so mit einem vernünftigen Ausgleich auch eine Zusammenarbeit schaffen. Verleiht man zugleich diesen Landesteilen dann nationalkulturelle Autonomie, so daß sich die geistige und seelische Entwicklung in ihnen nach dem Willen ihrer Bewohner gestaltet, so kann Elsaß-Lothringen, statt eine unausfüllbare Kluft zwischen dem deutschen und dem französischen Volk nach dem Willen Englands zu bilden, gerade zum Ferment eines Zusammenstehens beider werden, das für die Wirtschafts- und mehr noch für die Kulturentwicklung des ganzen europäischen Kontinents von entscheidend welthistorischer Bedeutung wäre. Würde doch dadurch erst Europa seine politische Unabhängigkeit, damit seine wirtschaftliche Zukunft und daraus folgend die geistige Eigenentwicklung seiner Völker, bei gegenseitiger Befruchtung, gewährleistet werden.

Und eine Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich wäre auf der oben skizzierten Grundlage erreichbar. Man braucht sich durch die bei uns ständig wiederholten Erzählungen von dem *Haß* des französischen Volkes gegen uns nicht entmutigen zu lassen. Man spricht gar zu leicht von einem *Volk* und schiebt ihm zu, was doch nur für gewisse kleine Schichten gilt. Wir Sozialisten sollten jedenfalls unsere Politik auf ein solideres Fundament stellen als auf Gefühlsvermutungen; erheben wir doch den Anspruch die Partei der ökonomischen Geschichtsauffassung zu sein. Die Aufnahme, die der Brief des Kaisers Karl in der französischen Presse fand (wie man seinen Inhalt auch gedeutet haben mag), zeigte jedenfalls, daß das französische Volk auf Vermittlungsvorschläge gern hören will, ja, daß es sie im Grunde herbeisehnt. Schon haben die französischen Sozialisten energischen Protest gegen die Knock out-Äußerungen Churchills und Tafts erhoben. Und gerade jetzt, wo das Waffenglück den Franzosen wieder günstiger ist, bereiten die französischen Sozialisten (was ihrer politischen Einsicht alle Ehre macht) eine Aktion zur Herbeiführung des Friedens vor. Von England haben wir keinen Frieden zu erwarten, der uns unsere Kolonien und unsere Seegeltung läßt. Im wohlverstandenen Interesse Frankreichs liegt es dagegen ganz und gar nicht, daß wir von England den knock out blow erhalten: träfe dieser doch auch Frankreich mit, weil er England zur weltbeherrschenden Macht erhebt, neben der Frankreich, selbst wenn es wieder in den vollen Besitz Elsaß-Lothringens käme, von allen Seiten eingengt und von England dauernd abhängig bliebe.

Der Weg, den Deutschlands Politik zu beschreiten hat, ist uns jetzt klar vorgezeichnet. Er führt nicht nach London, zur Unterwerfung unter den angelsächsischen Machtwillen, sondern nach Paris, zur Verständigung mit Frankreich, die beiden Völkern die Tore zu einer freien Zukunft weit öffnet. Wir dürfen nicht zögern ihn zu beschreiten. Wir dürfen 1918 Frankreich gegenüber nicht das versäumen, was wir 1917 Rußland gegenüber fürs erste versäumt haben. Die Zeit verlangt von uns entschlossene Tat: sie ruft uns zur offenen Aussprache von Volk zu Volk. Weil das Ziel eines deutsch-französischen Ausgleichs hoch ist, mag der Weg dorthin weit scheinen. Aber das Ziel soll und muß erreicht werden: im Interesse beider Völker. Aus dem Meer von Blut und Tränen, das sie zu verschlingen droht,

muß die Rettung gefunden werden. Den Weg hierzu hat ein prophetischer Dichter Frankreichs, hat Victor Hugo gewiesen, als er, von einer Reise in die Rheinlande heimkehrend, an beide Völker folgende Mahnung richtete: »Frankreich und Deutschland bilden das eigentliche Europa. Deutschland ist sein Herz, Frankreich sein Haupt. Deutschland und Frankreich bilden die eigentliche Gesittung. Deutschland fühlt, und Frankreich denkt. Das Gefühl und der Gedanke, beides zusammen macht den gesitteten Menschen. Zwischen den beiden Völkern besteht ein innerliches Band, eine unbestreitbare Blutsverwandtschaft. Sie stammen von der selben Quelle; haben zusammen gegen die Römer gekämpft; sind Brüder in der Vergangenheit, Brüder in der Gegenwart, Brüder in der Zukunft. Die Vereinigung Deutschlands und Frankreichs wäre . . . das Glück für Europa, der Friede für die Welt.«

## HERMAN KRANOLD · DIE EINHEIT RUSSLANDS

**G**EWISSE deutsche Politiker haben sich während des Krieges in die Rolle von *Befreiern unterdrückter Nationen* hineingelebt. Namentlich auch unter den Sozialisten fanden solche Befreiungstendenzen lebhaften Anklang und starke Verbreitung. Da gibt es eine Spezies von Parteigenossen, die sich auf der einen Seite gar nicht genug darin tun können denen, die das Selbstbestimmungsrecht der Nationen (innerhalb der ihm gezogenen philosophischen und materiellen Grenzen) seit jeher als ethisches Postulat anerkennen, den Vorwurf weltfremder Ideologie zu machen, sich aber dadurch durchaus nicht hindern lassen es selbst als Aushängeschild für ihre auf die Zerstückelung Rußlands gerichteten Bestrebungen zu gebrauchen. Aber wie es bei derlei *Marxisten* und Hegelianern immer der Fall ist, finden auch hier These und Antithese in der Synthese ihren höhern Ausgleich: nämlich in der grundlegenden Überzeugung, daß alle Politik nur von der augenblicklichen Konjunktur abhängen darf, daß man die Feste feiern müsse wie sie fallen, und daß Grundsätze in der Politik ebenso dumm wie minderwertig seien.

So erleben wir es, daß die Politiker in unserer Partei, die zu Anfang des Krieges nicht laut genug in das törichte Geschrei einstimmen konnten, nur die drohende zaristische Gefahr verpflichtete die deutschen Sozialisten zur Vaterlandsverteidigung, und die sich dann im Gefühl der ersten großen Überraschung nach Ausbruch der russischen Revolution plötzlich östlich orientierten, von dieser Orientierung wieder abkamen, als die revolutionäre Regierung zu verstehen gab, daß die Russen ihre Revolution nicht unternommen haben, um Rußland schwächen und zerstückeln zu lassen, und daß die russischen Revolutionäre die Aufrechterhaltung der innern Einheit und Geschlossenheit Rußlands als erste Voraussetzung jeder sozialen Aufwärtsentwicklung ansähen. Deshalb die Beschimpfung Kerenskij's und die plötzliche Liebe zu den Bolschewiki, von denen man, bei ihrem engen Fanatismus, Gleichgültigkeit gegenüber dem Bestand Gesamtrußlands erwarten durfte. (Als Trotzki dann Miene machte das Selbstbestimmungsrecht der Nationen nicht als Vorwand für Abtrennungstendenzen kleiner Gruppen mißbrauchen lassen zu wollen, wurde er von jenen Genossen gleichfalls aufs heftigste attackiert.)

Man könnte das alles nun freilich auf sich beruhen lassen, weil der geistige Fonds dieser Denkart zu gering ist.<sup>1)</sup> Aber sowenig diese Lehre andauernder Neuorientierung einen intellektuellen Anlaß zur Diskussion abgibt, so bedenklich kann, bei dem Niveau unserer außenpolitischen Bildung, ihre Wirkung auf die Parteigenossen sein. Und das bedeutet schließlich eine öffentliche Gefahr: die Abdankung der Sozialdemokratie von ihrer eigentlichen Rolle als Führerin für eine zugleich kluge und anständige proletarische Politik. Dennoch soll im folgenden nicht irgendeinem Parteigenossen, der jene oben gekennzeichnete Meinung vertritt, etwas angehängt werden. Es ist vielmehr lediglich darauf abgesehen Tatbestände und Gesetzmäßigkeiten darzulegen, den Auflösungstheorien dadurch die Tatsache der innern Einheit Rußlands gegenüberzustellen und die Folgerungen zu skizzieren, die sich für eine solche Betrachtung der Dinge bei der Anwendung auf die augenblicklich aktuellen Probleme ergeben.

**F**ORTSCHREITENDE geographische Einsicht hat allmählich die Legende zerstört, daß Europa am Uralgebirge ein natürliches Ende habe. Die Bodengestalt Osteuropas unterscheidet sich von der Westeuropas in vieler Beziehung sehr wesentlich, findet aber bis weit in das sogenannte Asien hinein keine natürliche Grenze. Vor allem stellt das europäische Gebiet, das östlich der Linie Memel-Odessa liegt, eine im wesentlichen der Höhenlage nach einheitliche Fläche dar: eine in der allgemeinen Richtung nach Osten sich vertiefende einheitliche Hochfläche, die zwar von der Schwelle des Ural unterbrochen ist, sich aber sonst ohne große Veränderungen bis weit nach Asien hinein erstreckt. Ihre Grenze liegt dort ungefähr da, wo die nördlichen Randgebirge Irans und des Hindu-kusch am Pamir mit jener Gebirgsfolge zusammenstoßen, die, mit dem Tianschan- und Altaigebirge beginnend, schließlich im Stanowojgebirge auf der Tschuktschenhalbinsel endigt und das sibirische Tiefland von dem Erdraum der ostasiatischen Menschheit abtrennt.<sup>2)</sup>

Studiert man die geologischen Verhältnisse dieser riesigen Ebene von Warschau bis Jakutsk näher, so findet man freilich, daß die Karten, die sie wiedergeben, sehr bunt aussehen. In Nordrußland verteilt sich der Bodenscheckig auf Jura, Trias und einige paläozoische Formationen, und so ist es auch im nördlichen Teil Sibiriens, soweit dort die Verhältnisse bekannt sind.<sup>3)</sup> Der Grundstock Südrußlands und des südlichen Sibiriens ist Kreide und tertiärer Boden. Hier hat eben die Abtragung durch das Wasser noch nicht solche Fortschritte gemacht wie in den Gebieten, in denen ältere For-

<sup>1)</sup> Einem ganz andern Gedankenkreis gehört Genosse David an. Seine antirussische Politik ist durch die Furcht vor der spätern Überflutung Mitteleuropas durch das Slawentum bedingt, in Verein mit jener charakteristischen Vorstellung von der selbstverständlichen Überlegenheit unserer europäischen Kultur gegenüber dem russischen Wesen, wie sie bei unserm gebildetem Bürgertum üblich ist. Sie fließt also aus Quellen, die von den oben beschriebenen verschieden sind, und wendet daher auch eine andere Argumentation an; natürlich ist sie darum nicht minder verkehrt und irreführend. Eine Musterauslese seiner Deduktionen findet man in seinem neuesten Artikel Sozialdemokratie und Ostpolitik, in der Neuen Zeit, 1917-1918 II, Seite 481 ff., in dem er gegen die Auffassung der Sozialistischen Monatshefte in einer Polemik gegen Artikel der Genossen Cohen und Quessel anrennt. Diese Art Widerlegung ist für die politische und historische Grundrichtung des Hauptteils der deutschen Linken überaus charakteristisch: siehe dazu Quessel Eduard David und der bolschewistische Separatismus, in diesem Band der Sozialistischen Monatshefte, Seite 826 ff.

<sup>2)</sup> Näheres darüber s. H. N. A. l. i. k. Menschheit I / Wien 1917/.

<sup>3)</sup> Siehe zu diesen geologischen Ausführungen die Karten in Meyer Physikalischer Handatlas / Leipzig 1915/, Bartholomew und Lyde A School Economic Atlas / Oxford 1913/, Friederichsen Methodischer Atlas zur Länderkunde von Europa, 1. Heft / Hamburg 1917/. Ein großer Teil des nördlichen Sibiriens ist geologisch noch unerforscht.

mationen zutage liegen. Überall schmiegt sich zwischen diese Formationen diluvialer und alluvialer Schwemmboden hinein, bald in schmalen Streifen, wie am Dnjepr und am Oberlauf des Dons, wo die Flüsse in ein hartes Grundgestein nur schmale Nagetäler einsägen konnten, bald in großen breiten Ebenen, wie am untern Don, an der mittlern und untern Wolga, am Ural, an dem gewaltigen Flußsystem des sibirischen Obs und an dem turkestanischen Strompaar. Verschieden alt, zu verschiedenen Zeiten aus dem Meer emporgestiegen, aber eine große natürliche Einheit: so ist Rußland von Warschau bis Jakutsk geologisch ein Land.

Jedenfalls ist es für den Menschen ein einziges Land, denn es wird durch die wichtigsten natürlichen Verkehrsadern: durch die Flüsse, einheitlich organisiert. Die Grenze nach Süden bildet eine Seenreihe, beginnend mit dem Schwarzen Meer, sich fortsetzend im Kaspischen Meer, Aralsee, Balkaschsee, den Seen der nordwestlichen Mongolei und dem Baikalsee, und auslaufend in das bogenförmig von der westlichen in die nördliche Richtung herumgeschwungene Lenagebiet, das auch geologisch und nach den Höhenverhältnissen ungefähr die Grenze dieses Erdteils angibt. In diesem Gebiet entwickeln sich die Ströme wie Rinnsale auf einem beregneten Dach. Nach Norden und nach Süden fließen sie mit großer Regelmäßigkeit ab; nach Süden in die Binnenseen (von denen das Schwarze Meer sich notdürftig zu seinen westlichen Nachbarn durchgesägt hat, während die anderen ihrem westlichen Anschluß in neuerer Zeit durch Austrocknung verloren haben<sup>4)</sup>), nach Norden in das Eismeer. Man könnte versuchen durch die Wasserscheiden zwischen den Stromsystemen in westöstlicher Richtung hinter einander geschaltete Gebiete von einander zu trennen; doch würde dieser Versuch daran scheitern, daß die Stromgebiete des Dons, des Dnjeprs etwa in der Höhe des 50., das der Wolga in der Höhe des 55. Breitengrads nach Westen umgebogen sind. Solche Trennungen sind also ganz künstlich. Die unsinnigste Grenze aber, die man ziehen könnte, wäre eine, die Nord- und Südrußland von einander trennt.

Das Land hat für den Menschen dadurch Bedeutung, daß es ihm Wohnen und Produktion ermöglicht. Wohnen und Produktion werden aber auf höherer Stufe der Entwicklung entscheidend durch die Verkehrsmittel beeinflusst. Wenn ein Gebiet wie Rußland eine so innige Verzahnung riesiger, nach Norden und nach Süden abfließender Ströme aufweist, wenn die Querzweige der einzelnen Stromgebiete sich so nahe kommen wie Wolga und Don, Dnjepr und Weichsel, wenn Norden und Süden nur durch so schmale und niedrige Wasserscheiden getrennt sind wie Düna von Dnjepr und Wolga, Dwina und Petschora von der Kama, dem wichtigsten Quellfluß der Wolga, dann sind eben natürliche Grenzen innerhalb dieses Gebiets nicht vorhanden, und der Politiker tut gut sich um entgegengesetzte Behauptungen der Schreibtischgeographen nicht zu scheren. Das geographische Dilemma, in dem sich die Zerstückler und Beglückter Rußlands befinden, kommt auch in dem vor einigen Monaten veröffentlichten Plan eines russischen Nordsüdkanals zum Ausdruck, der mit deutschem Geld erbaut werden und die Versöhnung Rußlands und Deutschlands durch Kapitalverschmelzung erreichen soll. Die nachstehende Abbildung zeigt den geplanten Verlauf dieser Wasserstraße.

<sup>4)</sup> Nach der Karte bei Friederichsen soll freilich zwischen dem Kaspischen und dem Schwarzen Meer auch in vorgeschichtlicher Zeit ein Zusammenhang nicht bestanden haben. Soweit ich sehen kann, sind indessen alle anderen Autoren der oben vertretenen Ansicht.



Nun kann man zwar auch jetzt schon vom nördlichen Rußland ganz zu Wasser nach dem Süden kommen. Immerhin würde diese Verbindung von Riga nach Cherson eine wesentliche Verkehrsbesserung bringen. Holz aus dem Baltikum und Litauen, Industrieprodukte aus Petersburg, Moskau und Tula würden dann noch leichter nach Kijew und Jekaterinoslaw, ukrainisches Getreide, Zucker usw. aus dem Land der Schwarzen Erde noch bequemer nach Witebsk, Riga und Petersburg gehen.<sup>3)</sup> Dadurch aber würde

<sup>3)</sup> Einen sehr guten Überblick über die Vorgeschichte dieses Kanalplans findet man in dem Aufsatz Löfflers *Der Wasserweg von der Ostsee zum Schwarzen Meer*, in der Kölnischen Volkszeitung vom 2. Juni 1918. Nach einem sehr gründlichen Rückblick schließt der Verfasser: »Nun hat der Krieg auf der einen Seite Riga, auf der andern den Unterlauf des Dnjestr von Großrußland losgelöst. Aber der große Plan einer durchgehenden Schifffahrtsverbindung von Riga bis Cherson ist darum nicht tot sondern findet in Deutschland, und vor allem in unseren Seehäfen nur um so größeres Interesse; denn er wird zur Umschließung der englischen Seezweifel beitragen.« Dieser Hinweis auf die allgemeinpolitische Bedeutung der Einheit Rußlands wird wohl auch diejenigen nachdenklich stimmen, die noch immer nicht einsehen wollen, daß ein engeres Bündnis mit einem starken Rußland unerläßliche Vorbedingung für die Sicherung Deutschlands gegen britisch-amerikanische Weltbeherrschung ist.

der Selbständigkeit der gerade erst vom großrussischen *Barbarentum* glücklich befreiten neuen Staaten gewaltiger Eintrag getan. Das Projekt zeigt eben, daß, auch abgesehen von allen politischen Erwägungen und Wünschen, im Osten Europas kein großes Kulturwerk aufgebaut werden kann, das nicht auf der natürlichen Einheit dieser Gebiete beruht.

Nahezu komisch ist bei dieser Lage der Dinge der Streit um die Grenzen der Ukraine. Ihre Auseinandersetzung mit Großrußland ist ja noch im Gang, ebenso ihr Streit mit Polen um das Cholmer Land und mit Rumänien um Bessarabien. Noch schwieriger aber ist offenbar die Auseinandersetzung mit den südlichen und östlichen Nachbarn. Die Republik der Donschen Kosaken verlangt Taganrog und Rostow für sich; an dem Widerspruch dagegen beteiligen sich übrigens auch die Großrussen. Die Donrepublik verlangt das Gebiet der Don-, Kuban-, Terek- und Astrachankosaken, der Bergvölker des nördlichen Kaukasus und der anstoßenden Schwarzmeerküste, der Steppenvölker des südöstlichen Rußlands, ferner des Gouvernements Stawropol und Teile des Kreises Zarizyn. Einen großen Teil dieser Gebiete beanspruchen aber auch die kaukasischen Republiken, die Daghestan, Terek, Stawropol, Kuban und alles Land zwischen dem Schwarzen und dem Kaspischen Meer bis etwa an den Kamm des Kaukasus hinauf fordern. Um die Krim streiten sich die Türkei, in der neuerdings alltürkische und turkotatarische Eroberungsgelüste geweckt wurden, und die Ukraine; außerdem will aber ein Teil der Krimbewohner auch noch selbständig sein. Schließlich erhebt die Türkei noch Anspruch auf das ganze Kaukasusgebiet.



**T**ROTZ dem Zusammenhang des russischen Gebiets ist nun freilich in Rußland eine Spaltung eingetreten. Aber es wäre töricht anzunehmen, daß die dort proklamierten Staatengebilde irgendwie Aussicht auf Dauer haben. Bevor die Bolschewiki in den städtischen Zentren Großrußlands das Übergewicht erlangten, hielten sich auch die Randgebiete ganz ruhig beim Gesamtreich. Als aber Kerenskij gestürzt wurde, als Rußland sich in eine sogenannte Sowjetrepublik verwandelte, tatsächlich aber in einen großen Haufen mehr oder weniger desorganisierter, von jeder wirklichen Leitung entblößter Kleingebiete von der durchschnittlichen Größe eines Gouvernements zerfiel, da blieben im Westen und Süden, hauptsächlich dank der Anhäufung von roten Soldaten und der Heeresmacht der Mittelmächte einzelne größere Länderkomplexe beisammen, quer über alle geographischen und sonstigen natürlichen Grenzen sich erstreckend, die Zusammengehörigkeit der Menschen nach Nationalitäten, die Vorbedingungen zur wirtschaftlichen Aufwärtsentwicklung ganz und gar ignorierend. Diese Gebilde: Livland, Estland, Kurland, Litauen, Polen, die Donrepublik, die Ukraine, Georgien und wie sie alle heißen mögen, tragen unverkennbar die Merkmale der Eintagsexistenz an sich.

Betrachten wir verschiedene Einzelheiten.

Hans Vorst, einer unserer wenigen Rußlandkenner, sagt in seinem niemals vorschnellen Urteil ausdrücklich:

»Die große Mehrheit der lettisch-estnischen Bevölkerung der Ostseeprovinzen wünscht den Anschluß an Deutschland nicht. . . Derjenige nationale Gegensatz, der dem estnischen und dem lettischen Volk am nächsten liegt und schon daher am tiefsten im Blut sitzt, ist nun einmal der Gegensatz zum baltischen Deutschum, der obendrein bekanntlich durch die soziale Kluft außerordentlich vertieft ist. . . Und zwar gilt dies natürlich ebenso sehr für Kurland, die Gegend von Riga und die be-



reits von Rußland losgelösten Inseln, wie für Estland und den übrigen Teil Livlands. . . Diese Kolonisationspläne allein würden hinreichen, um die Mehrheit der Letten und Esten von der Angliederung an Deutschland abzuschrecken. . . Ein freiwilliger Anschluß der baltischen Provinzen an Deutschland kann auf demokratischer Grundlage nicht erzielt werden. Läßt man jetzt die deutsch-baltische Oberschicht und die wenig zahlreichen lettisch-estnischen Mitläufer über die Frage bestimmen, so ist die Angliederung des Baltikums an Deutschland immer nur so lange aufrechtzuerhalten, als man dem Land eine demokratische Verfassung verweigert.«<sup>6)</sup>

Über die Parteiverhältnisse in Kaukasien berichtete der Berliner Vertreter der Republik einem Interviewer folgendes<sup>7)</sup>: Fast alle Kaukasier sind stark antibolschewistisch, die wenigen Nationalrussen im Gebiet der Republik dagegen sind bolschewistisch angehaucht (kein Abgeordneter); die Menschewiki (Grusinier, 37 Abgeordnete) sind für politische und kulturelle Anlehnung an die Mittelmächte; die Tataren (33 Abgeordnete) zum Teil alltürkisch, zum Teil deutschfreundlich (das ist also ein Gegensatz!); die Armenier (31 Abgeordnete, früher russophil, dann anglophil) sind für Fortsetzung des Krieges gegen die Mittelmächte und gegen Lostrennung von Rußland, neuerdings den Mittelmächten freundlicher gesonnen; Föderalisten und Nationaldemokraten (Georgier, 3 Abgeordnete) deutschfreundlich; ferner gibt es noch 4 Sozialrevolutionäre, 6 vereinigte mohammedanische Demokraten, 1 russischen Kadetten im Parlament der Republik, über deren außenpolitische Stellung nichts mitgeteilt wird. Damit ist wohl klar erwiesen, daß die Motive der Deutschfreundlichkeit der nichttatarischen Bevölkerung der Republik lediglich antibolschewistischer Art sind.

Allerlei interessante Zugeständnisse findet man von Zeit zu Zeit in der Presse, die sonst in Zerstückelungsvorstellungen förmlich schwelgt. Mitten unter den Leitartikeln der Presse, die die Zerreißungstheorie propagieren, liest man dann zuweilen Ausführungen wie die folgenden:

»Alles, was in einem Volk sozusagen das Knochengerüst, die Sehnen und die Nerven ausmacht . . ., das war in der Ukraine seit 2½ Jahrhunderten politisch in Verbindung mit dem Körper des russischen Reiches. . . Eine eigene Nationalität bildete allerdings die Grundlage, aber nicht einmal die Sprache war Gemeingut derer geblieben, die den Staat aufzubauen und aufrechtzuerhalten die natürliche Aufgabe hatten. Das hat sich neuerdings gezeigt, als die neue ukrainische Regierung genötigt war neben der ukrainischen auch die großrussische Sprache als Amtssprache zuzulassen.«<sup>8)</sup>

Ganz ähnlich betonte im Tag der deutsche Rittergutsbesitzer E. Jenny aus der Ukraine, einer der Schriftsteller, die (im Tag und in der Täglichen Rundschau) mit am eifrigsten die Spaltung propagieren, daß die Einschränkung der Meistbegünstigung im deutsch-ukrainischen Friedensvertrag, wenn sie für die Ukraine mehr als eine leere Phrase sein soll, »sich nur auf den Gedanken an eine wirtschaftliche Wiederannäherung an Rumpfrußland oder abgesprengte Teilstücke Großrußlands, wie Kaukasus usw., bezog. Die Offenhaltung dieser Möglichkeit allein ist schon von ungemeinem Wert für die Ukraine.« Trotzdem sieht Jenny in dem Vollanschluß an Mitteleuropa das wahre Heil für die Ukraine. »Nur [!] die [ukrainische] Eisenindustrie müßte sich ihrer eventuellen Vorzugsstellung in Großrußland entäußern und dort den Wettbewerb mit dem Ausland aufnehmen.« Nicht auch die Zuckerindustrie? Und sind diese beiden nicht so ziemlich alles, was an ernsthafter

<sup>6)</sup> Siehe Vorst Grundsätzliches zur baltischen Frage, im Berliner Tageblatt vom 5. Juli 1918.

<sup>7)</sup> Siehe den Leitartikel der Vossischen Zeitung vom 30. Mai 1918: Die Transkaukasische Republik.

<sup>8)</sup> Siehe Polen und die Ukraine (»von unterrichteter Seite«), in der Post vom 4. Juni 1918.

Großindustrie in der Ukraine bestehen kann? Schließlich sieht sich Jenny zu folgendem Eingeständnis veranlaßt:

»Es ist klar, daß sowohl um der Aufrechterhaltung seiner Industrie willen als auch zur Sicherung seiner Kohlen- und Lebensmittelfuhren. . . Großrußland große Zugeständnisse an die Ukraine zu machen bereit sein wird (oder, je nach künftigen Umständen, zu äußerster Vergewaltigung zu schreiten imstande wäre).«<sup>9)</sup>

Heißt das etwas anderes als: Großrußland wird in jedem Fall, um mit seinen hundert Millionen Menschen überhaupt leben zu können, entweder gütlich oder mit Gewalt die wirtschaftliche Wiedervereinigung erzwingen müssen?

Oder wir lesen in einer an hervorragender Stelle abgedruckten Reiseplauderei der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung:

»Es gibt nicht wenige Kreise in Odessa, die mit unerschütterlicher Zuversicht der Wiederaufrichtung des Zarentums [soll wohl heißen: des Russischen Reiches!] entgegensehen. In seiner großen Mehrheit denkt, fühlt und spricht Odessa heute russisch. . . Nicht selten sieht man Droschkenkutscher und Arbeiter auf der Straße eifrig ihre russische Zeitung lesen.«<sup>10)</sup>

In einem Leitartikel der Frankfurter Zeitung heißt es:

»Die Dinge bleiben in Fluß, alles ist relativ geworden, und vielleicht mehr als alles andere wirken die Vorgänge in der russischen Sowjetrepublik auf die Ukraine zurück. . . Als in der ersten und zweiten Duma eigene ukrainische Gruppen bestanden, forderten sie in radikalster Weise die Enteignung. . . , die nationalen Ansprüche dagegen blieben auf eine Autonomie beschränkt, die im Rahmen eines föderalistisch gegliederten Rußlands durchaus denkbar wäre. Die bürgerlichen Parteien lehnten zum großen Teil selbst die bescheidenen Autonomiewünsche ab. . . Ebenso natürlich ist es, daß die bürgerlichen Parteien. . . der Herrschaft des russischen Bolschewismus jede beliebige Art von Staat vorziehen. Bei einem Umschwung in Moskau. . . würde für die jetzigen Leiter des ukrainischen Staatswesens der wichtigste Grund hinwegfallen, der sie augenblicklich die völlige Trennung von Großrußland als das mindere Übel betrachten läßt. . . Von russischer Seite ist berichtet worden, General Skoropadskij habe noch im Jahr 1914 mit dem damaligen Dumapräsidenten Rodsjanko eine Denkschrift verfaßt, in der das Bestehen einer ukrainischen Nation gezeugnet wurde; eine Berichtigung dieser Meldung scheint nicht erfolgt zu sein.«<sup>11)</sup>

Oder wir finden in der Germania einen Auszug aus einem Leitartikel des Charkower Blatts Wosroschdenije, in dem es unter anderm heißt:

»Solange nicht die Richtung der finanziellen und wirtschaftlichen Politik der Sowjetregierung gründlich verändert wird, wird die russische Industrie dazu [zur Versorgung der Ukraine] nicht imstande sein. Und das führt zu der heute so ersten Frage der großrussischen Orientierung. Diese wird der Ukraine gebieterisch diktiert; da sie ein agrarisches Land ist, muß sie die Verbindung mit den industriellen Gebieten Rußlands haben. . . Nach Moskau ziehen sie ihre höchsten staatlichen Interessen. . . Aber solange Moskau sich unter das Joch des Bolschewismus beugt, ist es unmöglich an die großrussische Orientierung zu denken.«<sup>12)</sup>

Dazu paßt es genau, wenn ein Blatt der Moskauer Großindustriellen vor einigen Monaten, als noch nicht fast die gesamte nichtbolschewistische Presse in Rußland unterdrückt war, schrieb:

»Solche Aussichten [auf deutsch-russische Dauerfreundschaft] sind möglich, sobald Deutschland sich nicht nur von dem Brester Vertrag sondern auch von dem Gedanken der Zerstückelung Rußlands, der diesem Vertrag zugrunde lag, lossagen würde. Die Einheit Rußlands ist eine Frage, über die sich nicht diskutieren läßt.«<sup>13)</sup>

<sup>9)</sup> Siehe Jenny Die Ukraine am Scheidewege, im Tag vom 6. Juni 1918.

<sup>10)</sup> Siehe H i a k Eindrücke aus Odessa, in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung vom 6. Juni 1918.

<sup>11)</sup> Siehe den Leitartikel der Frankfurter Zeitung vom 4. Juni 1918.

<sup>12)</sup> Siehe Die großrussische Orientierung in der Ukraine, in der Germania vom 5. Juni 1918.

<sup>13)</sup> Siehe von Eckardt Rußland und der Brester Friede, in der Frankfurter Zeitung vom 4. Juni 1918.



US der einfachen Betrachtung der Tatsachen geht hervor, daß alle Theorien, die einen dauernden Gegensatz zwischen dem russischen Volk und den jetzt angeblich befreiten Völkern konstruieren wollen, falsch sein müssen. Wir haben genügend gute und durchschlagende Gründe, um an der ökonomischen Geschichtsauffassung in ihren Grundlagen festzuhalten (wenn wir auch die dogmatische Starrheit, die sie bei dem Heer der späteren Marxausleger angenommen hatte, ablehnen müssen); also daran, daß unter den verschiedenen Teilfunktionen des gesellschaftlichen Seins der Menschen (wozu wir auch ihr Bewußtsein rechnen) die Wirtschaft, die wirtschaftlichen Interessen und die technisch-wirtschaftliche Entwicklungsstufe, die weitere Entwicklung und Ausgestaltung der gesellschaftlichen Organisation und Ideologie hauptsächlich bestimmen, daß aber andere materielle und geistige Grundfunktionen der Gesellschaft, wie etwa die Auffassungen von Liebe, von Schönheit, von Gerechtigkeit und Anstand, so sehr sie auch organisch determiniert sind, doch ihrerseits auch wieder bestimmend auf die Ökonomie einwirken. Deshalb sei in keiner Weise verkannt, daß etwa die ukrainischnationale Propaganda gewisser Intellektueller manchen guten Russen zu der Überzeugung bringen mag, daß er im Grunde ein Ukrainer sei. Sowenig man bisher von einer ukrainischen Nation reden konnte, so ist es doch möglich, daß es schließlich einmal zu einer solchen kommt. Aber immer nur im Rahmen eines großen föderativen Russischen Reiches.

Anderer Meinung über diese Fragen allesamt ist freilich ein Teil unserer sozialdemokratischen Parteipresse. So brachte das Hamburger Echo am 18. August 1918 einen Leitartikel Die Neuordnung im Osten, von dessen Argumentation im einzelnen hier nicht groß geredet werden<sup>14)</sup>, dessen innerster Kern aber herausgeschält werden soll. Das Hamburger Echo betont zunächst, daß es »zum wirtschaftlichen Gedeihen der Völker Rußlands nur nützlich sein kann, wenn statt einer Anzahl winziger Kleinstaaten mit sogenannter Selbstregierung zusammenhängende Wirtschaftsgebiete gebildet und diese politisch vereinigt werden«. Vortrefflich. Also: Zusammenschluß dieser Kleinstaaten zu einer großen russischen Föderativrepublik! Um so größer ist das Erstaunen, wenn man statt dieser selbstverständlichen Konsequenz nun weiter liest:

»Das Riesenreich des Zarismus war kein zusammenhängendes Wirtschaftsgebiet, aus seinen Trümmern läßt sich erst eins nach dem andern [!] wieder aufbauen. Im Innern Rußlands fällt diese Aufgabe dem russischen Volk . . . selbst zu. Den Ländern an der Ostsee, die nur durch Eroberung russisch geworden waren, zwingt jetzt Deutschland seinen Willen auf. . . Nun ist die Tatsache nicht zu verkennen, daß auf diese Weise Rußland alle seine Ostseehäfen verliert. Dieser Verlust ist aber nur ein scheinbarer [!]. Er braucht [!] dem russischen Volk kaum fühlbar zu werden, wenn Deutschland einwilligt, daß alle Häfen von Libau bis nach Reval hinauf in Freihäfen umgewandelt werden.«

<sup>14)</sup> Nur die folgenden Sätze seien hier wiedergegeben, weil sie einen Irrtum enthalten, in dem sich auch sonst viele befinden: »Warum sollten uns die Russen auch hassen, wenn wir selbst ihnen nichts mehr [!] zuleide tun sondern uns bemüht zeigen ihnen aufzuhelfen? Wegen der abgelösten Randländer? Aber wo sind denn die russischen Stimmen, die sich darüber noch aufregen [!]?« Da versteht man es, wenn der Verfasser des Artikels so in die Irre geht, daß er behauptet: »Jeder Frieden, den die Bolschewiki abschließen, wird von ihren innerpolitischen Gegnern verworfen, die ja zunächst kein anderes Ziel kennen als den Sturz der Bolschewikiregierung.« Daß die linken Sozialrevolutionäre keine »innerpolitischen Gegner« der Bolschewiki sind, daß sie vielmehr mit diesen gemeinsam den Novembersturz machten, und daß zwischen diesen beiden Parteien nichts steht als der — Friede von Brest Litowsk, um dessentwillen sie aus der Sowjetregierung austraten: das scheint dieser Leitartikler nicht mehr im Gedächtnis zu haben. Doch könnte er sich über die Gefühle des russischen Volkes, die der Brester Friede hervorgerufen hat, aus den sehr instruktiven Reisebriefen aus Rußland informieren, die Vora jetzt für das Berliner Tageblatt schreibt.

Auch das Hamburger Echo wird eines schönen Tages sicherlich zur Einsicht kommen, daß seine Entdeckung, Rußland sei »kein zusammenhängendes Wirtschaftsgebiet«, der simpelsten geographischen und geschichtlichen Wahrheit widerspricht. Hören wir nach solchen aus der Luft gegriffenen Behauptungen auf die Tatsachen! Dann werden wir es verstehen, wenn gerade jetzt wieder die Kijewskaja Mysl die Rückkehr in den Schoß Rußlands als das nächste Ziel der ukrainischen Politik bezeichnete.

Unsere Betrachtung zeigt, daß der reine Gegensatz der Nationalitäten, sofern er überhaupt schon einen Gegensatz und nicht bloß eine Verschiedenheit, eine Individuation darstellt, durch die zum Zusammenschluß treibenden einheitlichen Grundlagen aller materiellen Kultur kompensiert wird. Daher muß nationale Differenzierung durch wirtschaftliche Integrierung ergänzt werden; ja, tiefer gesehen, kann diese ohne jene gar nicht bestehen. Solange das russische Volk 100 Millionen und mehr zählt, wird es sich auf die Dauer von der Verbindung mit den eisfreien Teilen der Ostsee und mit dem Schwarzen Meer und seinen südlichen und südöstlichen Getreide-, Kohlen- und Petroleumgebieten schlechterdings nicht abdrängen lassen. Ein Volk von 100 Millionen verhungert nicht freiwillig, es wehrt sich gegen solche Zumutung mit der Riesenkraft, die ihm zu Gebot steht, und die auf die Dauer nicht zu überwältigen ist.

So wäre es selbst dann, wenn Finnen, Litauer, Letten, Esten, Polen, Ukrainer und Kaukasier geneigt sein sollten zwischen sich und Rußland dauernd Trennungssiriche zu ziehen. Aber davon ist ja gar keine Rede. Die Tatsache, daß die Befürworter des Wiederanschlusses der zurzeit abgesplitterten Staaten an das Russische Reich in jenen Gebieten die Mehrheit des politisch zielbewußten Volkes repräsentieren, wird zurzeit freilich durch mancherlei Umstände noch verschleiert. Die enge Bundesgenossenschaft, die die polnischen Russophilen unter ihrem nationaldemokratischen Führer Dmowski mit der Entente angeknüpft haben, hat dazu geführt, daß man in Polen jetzt die offene Russophilie nicht duldet; Mittel ihre Wünsche durchzusetzen stehen ihr gleichwohl zu Gebot, und sie macht auch reichlich Gebrauch davon. Dazu kommt, daß in allen diesen Gebieten, von Polen abgesehen, die großen Massen der Bevölkerung der Klasse der kleinen und mittleren Bauern angehören. Diese aber können sich mit dem Bolschewismus nicht befreunden, der in Großrußland die Produktivität der Volkswirtschaft einstweilen lahmgelegt hat. Wenn gegenwärtig ukrainische, litauische, lettische usw. Bauern von Rußland scheinbar wegstreben, so nur aus diesem Grund. Es ist aber klar, daß dieser Wirtschaftszustand Rußlands sein Ende finden wird. Denn ebensowenig wie ein Hundertmillionenvolk sich vom Meer und den Rohstoffen absperren und so aushungern läßt, läßt es sich in den Hungertod treiben. Der Bolschewismus wird wirklich und ehrlich zum Reformismus werden<sup>15)</sup>, oder er wird endgültig zusammenbrechen. In beiden Fällen werden die vielen winzigen Republiken und Republikchen Gesamt-rußlands sich wieder zusammenfinden, und Rußlands innere Einheit wird wieder in der Einheit des Russischen Reiches zum Ausdruck kommen.

Für die deutsche Zukunft ist es entscheidend, ob dieser Wiederausammen-

<sup>15)</sup> Siehe Qu en s e l Vom Bolschewismus zum Reformismus, in diesem Band der Sozialistischen Monatshefte, Seite 667 ff.



## MAX SCHIPPEL · VOLLMAR



WEGEN seines gesundheitlichen Zustands hat Genosse Georg von Vollmar seine parlamentarischen Mandate, für den deutschen Reichstag und für den bayrischen Landtag, niedergelegt. Deutschlands Einigungskrieg schlug dem blutjungen Mann die schweren Wunden, gegen deren Folgen nur ein Riese an Körper und an körperlicher Widerstandsfähigkeit und dazu ein selbstbeherrschender Riesenwille so lange und zeitweilig so erfolgreich anzukämpfen vermochte. Während des zweiten, unvergleichlich schwerern deutschen Ringens, um Erhaltung aller Lebensgrundlagen und Entwicklungsbedingungen Deutschlands, glaubt der heute am Ende der sechziger Jahre Stehende, entgegen den Wünschen und Bitten seiner treuen Wählerschaft, von dem hohen Platz zurücktreten zu müssen, den er im öffentlichen Leben seiner engern Heimat und seines weitem Vaterlands errungen hatte: ganz aus eigener Kraft und vollkommen unabhängig von jedem, nach der einen Seite fördernden, nach der andern Seite verfemenden Klüngeltreiben. Zwischen beiden Zeitgrenzen aber liegt, mit dem glanzvollen wirtschaftlichen und politischen Aufstieg Deutschlands eng verbunden, der Aufschwung einer großen sozialen, trotz allen niederdrückenden Zwischenfällen und bitteren Zutaten unvergleichlichen Massenbewegung, für deren geistige Vertiefung und realistische Schulung verschwindend wenige so Unvergessbares gewirkt haben wie der Sprößling einer alten Adelsfamilie, dessen tatenfrohem Jugenddrang naturgemäß zunächst ganz andere Wege und Ziele zu winken schienen.

Man kann Vollmar, nachdem er in raschestem Zeitmaß mit lebhaftestem Temperament und aufgewecktestem Geist alle Vorstufen des damals unvermeidlichen rein prinzipiellen Radikalismus durchschritten hatte, als die folgerichtigste, charaktervollste Verkörperung des sozialistischen Possibilismus (im besten Sinn des Wortes) ansehen, der zwar zähe sein Endziel im Auge behält, aber niemals in phantastischem Wunderglauben den Boden der Wirklichkeit verläßt, der die wechselnden Chancen des Augenblicks kühl und zurückhaltend abzumessen, aber deshalb auch leidenschaftlich und entschlossen zu erfassen versteht, dem nichts an dem tönenden und blendenden Schaugepränge rein agitatorischer Tageserfolge liegt, aber um so mehr an dem stillen, zähen Fortschreiten der tragenden Organisation und der darauf gegründeten parlamentarischen und organisatorischen Leistungen. Sich vorbereitende tiefgreifende Wandlungen der Arbeiterbewegung kamen in Vollmar oftmals am frühesten zum Durchbruch und durch ihn am aufrüttelndsten zum Ausdruck. Seine überlegene Erfahrung und sein überlegter Rat haben der sich entwickelnden parlamentarischen Taktik der Sozialdemokratie Vieles und Unverlierbares gegeben.



TROTZDEM oder gerade deswegen hat Vollmar mitunter schwer unter dem Trägheitswiderstand der geistigen Unreife und Unbeweglichkeit gelitten, die nicht selten aus allem, was fortgeschrittenere Überzeugung zu sagen und zur Erörterung zu stellen sich innerlich gezwungen sah, nur aufdringliche Gefallsucht, noch dazu gegenüber den bürgerlichen Parteien und Kreisen, herauslesen wollte. Anregungen, deren Erfüllung uns heute bereits wie eine Selbstverständlichkeit anmutet und für die man jedenfalls seinerzeit nur dankbar

hätte sein sollen, wuchsen sich häufig zu Streitfällen aus, die von der einen Seite mit den vergifteten Waffen der Entstellung und Verzerrung ausgefochten wurden. Doch wer wollte heute noch die Verantwortung für solche *prinzipiellen* Auseinandersetzungen glorreichen Angedenkens tragen?

Als der Fall des Sozialistengesetzes einen ähnlich tiefen Einschnitt in die ganze äußere und innere Entwicklung der deutschen Arbeiterbewegung nach sich zog wie heute der Weltkrieg, war Vollmar der erste, der die Tragweite des innerpolitischen Umschwungs für die ganze Stellung und Haltung der Sozialdemokratie vorurteilslos übersah und zu allgemeinerer Anerkennung zu bringen sich mühte. Als festen Anhalt für die unausweichliche Neuorientierung einer bisher ausnahmerechtlich mißhandelten Partei, die deshalb in ganz abnormen Kämpfen aufwuchs, empfahl er (im Sommer 1891 in den beiden aufsehenerregenden Münchener Eldoradoreden) die Schaffung eines *Aktionsprogramms*, das die dringendsten und wesentlichsten Forderungen der für die neue Ära absehbaren praktischen Politik und Agitation in den Vordergrund rücken sollte:

»In dem Maße, in welchem wir einen unmittelbaren Einfluß auf den Gang der öffentlichen Angelegenheiten gewinnen, haben wir (unter voller Aufrechterhaltung unserer grundsätzlichen Bestrebungen) unsere Kraft auf die jeweils nächsten und dringlichsten Dinge zu konzentrieren und zeitweise positive Aktionsprogramme aufzustellen. . . Niemand kann daran denken von unseren Grundsätzen etwas aufgeben zu wollen; wir werden uns bei jeder Handlung unserer praktischen Politik gegenwärtig halten müssen, daß sie nur eine kleine Annäherung an das große Ziel ist. Aber die Hoffnung auf die Zukunft, die uns stärkt und erhebt, darf nicht die Aussicht auf die Gegenwart ersticken, muß sie vielmehr erst recht beleben. . . Deshalb müssen wir, ohne das Allgemeine aus dem Auge zu verlieren, vom Zeitunbegrenzten mehr ins Unmittelbare, vom Absoluten zum Positiven gehen, neben dem dauernden Programm solche Arbeitsprogramme aufstellen, welche für die nächstliegende Zeit bestimmt sind, und unsere Kraft auf solche Einzelforderungen sammeln, welche jeweilig den dringendsten Bedürfnissen entsprechen und die größte Möglichkeit der Durchführung für sich haben. Hinter diese Forderung muß dann die ganze Kraft unserer Agitation, unsere Beweisführung und Überzeugung, die Geschicklichkeit und Zähigkeit der Verhandlung sowie all unser öffentlicher Einfluß gestellt werden.«<sup>1)</sup>

Heute würde kaum jemand an solchem Vorschlag besondern Anstoß nehmen. Empfehlen wir doch nunmehr länger schon von Parteitags wegen ein Aktionsprogramm, »das das Erfurter Parteiprogramm nicht aufheben sondern ergänzen soll«. Damals befandete man den ganzen Gedanken noch als verhängnisvolle Parteiuntergrabung, als *Versumpfung*, und Vollmar sah sich auf dem Erfurter Parteitag deshalb vor fast allgemeinen Angriffen.

Der gleichen Abneigung und Feindseligkeit begegnete sein 1891 sofort bestimmt ausgesprochenes, auch später unerschütterlich bleibendes Eintreten für eine konsequente parlamentarische Taktik: ohne Rückfälle in die Demonstrations- und Kraftprobengelüste des alten Glaubens an raschesten kapitalistischen Zusammenbruch und baldigste proletarische Diktatur, dagegen unter Übernahme aller Pflichten und unter Wahrung aller Rücksichten, die von einer vollentfalteten Mitarbeit in Gesetzgebung und Verwaltung unzertrennlich sind. Schon vor mehr als einem Vierteljahrhundert betonte Vollmar mit voller Klarheit, was heute angesichts der bolschewistischen Phase der russischen Revolution doppelt zeitgemäß klingt:

<sup>1)</sup> Siehe Vollmar Über die nächsten Aufgaben der deutschen Sozialdemokratie, 2. Auflage / München 1899/. Angefügt ist hier der 1. Eldoradorede gleich noch die 2., dann eine kurze Artikelreihe der Münchener Post und die Rede auf dem Erfurter Parteitag, alles aus dem Jahr 1891. Die angeführten Zitate auf Seite 11, 19, 41, 18, 42, 8, 9, 24.

»An ein sprungweises Umwandeln, ein Abreißen der heutigen Verhältnisse und ein plötzliches Neubeginnen morgen ist nicht zu denken. Für eine Weltwende, wie sie uns für die nächsten Jahre in Aussicht gestellt ist, sind die politischen und ökonomischen Voraussetzungen nicht vorhanden. . . Ein vorzeitiges Emporkommen würde bloß eine Episode bleiben in der Geschichte, und es würde nichts weiter erreicht als eine neue Auflage der Commune, mit all ihren hochherzigen Bestrebungen und Opfern wie mit all ihren Verkehrtheiten und Rückschlägen. . . Der Sozialismus war früher eine Sekte und eine Schule. Heute aber ist er in Deutschland eine große Partei geworden, die sich nicht bloß in bequemen allgemeinen Forderungen halten und auf den Standpunkt der bloßen Verneinung beschränken kann. Das praktische Mitarbeiten ist schwieriger als das bloße Demonstrieren, aber gerade unsere Größe legt uns die zwingende Verpflichtung zu dieser Arbeit auf. Aus diesen Gesichtspunkten habe ich, wie gesagt, seit langem gehandelt und gesprochen, und zwar mit Ihrer vollen Zustimmung. Heute aber kann von dieser Taktik weniger als je abgegangen werden. . . Was man meine neue Taktik nennt, hat man mit Unrecht so genannt. Ich will gar nichts völlig Neues sondern stehe auf dem Boden der bisherigen Taktik. Aber ich will sie konsequent durchgeführt sehen.«

Auf dem Gipfel dieser Richtung, frei von jeder hemmenden und verkümmernenden Überlieferung erblicken wir schließlich Vollmar bei den ersten Debatten über die Rolle der Budgetbewilligung im modernen politischen Leben, über die Teilnahme an der präsidentialen parlamentarischen Geschäftsführung, dann aber vor allem über die sozialdemokratische Regierungsbeteiligung anlässlich der Bedrohung der französischen Republik durch eine wohlorganisierte Verschwörung und Verbindung von Nationalisten, hohen Militärs und Reaktionären der verschiedensten Schattierungen. Gerade die Beiträge zum Fall Millerand, die Vollmar 1900 und 1901 für die Sozialistischen Monatshefte schrieb, sind in dieser Beziehung wahre Vorbilder der in sich vollendeten politischen Unbefangenheit und Einsicht und zugleich der eindringlichen Beweisführung:

»Die Arbeiter werden nicht länger den Widerspruch begreifen, daß wir zwar alle möglichen gesetzlichen Reformen im Interesse der Arbeiterklasse fordern, von ihrer Durchführung durch die Regierungspraxis aber uns selbst ausschließen und dieselbe bürgerlichen Politikern überlassen wollen, obwohl dieselben nach unserer eigenen Auffassung weder den Willen noch die Fähigkeit zur Erfüllung dieser Aufgabe haben. Die Arbeiter werden verstehen, daß die Eroberung der politischen Macht nicht ein einheitlicher, unteilbarer Akt sein kann, der eines Tages plötzlich in die Erscheinung treten wird, ebensowenig wie die ökonomische Umwandlung der bürgerlichen in die sozialistische Gesellschaft auf einen Schlag vor sich gehen kann. Die Arbeiter werden einsehen, daß zwischen elektiver und administrativer Macht gewiß ein Unterschied, aber nur ein solcher des Grades, nicht des Wesens ist, und daß es verkehrt und auf die Dauer ganz unmöglich ist auf irgendein Stück Macht, durch welche wir Einfluß auf die Gestaltung der Dinge gewinnen können, freiwillig zu verzichten. Und die Arbeiter werden weiter erkennen, daß der Sozialismus heute stark genug ist, um allenthalben in die bürgerlichen Einrichtungen einzudringen, ohne von ihnen aufgesogen zu werden, und daß er darum die Kraft, das Recht und die Pflicht hat von der bürgerlichen Gesellschaft seinen Anteil an der Macht zu fordern und den Dingen in wachsendem Maße sein Gepräge aufzudrücken.«<sup>2)</sup>



IT der Grundanschauung Vollmars von dem allmählichen »Hineinwachsen« in neue Entwicklungsphasen »durch ununterbrochene Fortbewegung« (auch diese uns unterdes geläufiger gewordene Ausdrucksweise findet sich bereits in der Eldorado-rede von 1891) stand es in engstem Zusammenhang, daß er jene besonderen Klassenschichtungen, die noch immer neben der Industriebevöl-

<sup>2)</sup> Siehe von Vollmar Zum Fall Millerand, Zwei Entgegnungen und Nachwort zum Fall Millerand, in den Sozialistischen Monatsheften, 1900, Seite 767 ff. (das Zitat auf Seite 783), 1901 I, Seite 159 ff., und 1901 II, Seite 475 ff.



kerung und dem im engeren Sinn kapitalistischen Gesellschaftsteil fortbestehen und sich auch weiter eigenartig fortbilden, sozialwirtschaftlich und politisch viel zutreffender zu werten wußte als dies leider noch heute in der Partei fast durchgängig der Fall ist.

Deshalb messe ich (entgegen früheren, allzusehr von der alten Parteischemata beeinflussten Äußerungen, und obwohl der 1894 auf dem Parteitag in Frankfurt am Main mühsam angesponnene Faden bekanntlich zunächst wieder ergebnislos abriß) seinen Bemühungen um eine sachgemäßere Auffassung und höhere Würdigung der Agrarfrage gleichfalls eine dauernde Bedeutung bei. Sie bedürfen der Ergänzung, vor allem nach der Seite des internationalen Konkurrenzproblems, dessen neuerwaches Dasein seit dem Ende der siebziger Jahre Vollmar übrigens keineswegs leugnete. In der Stellungnahme zur Großbetriebs- und Bauernfrage trafen jedoch schon 1894 die Grundzüge des Vollmarschen Parteitage-referats das Richtige, und sie haben, freilich ohne die breitere Parteimasse bisher irgendwie tiefer zu berühren, später ihre Fortsetzung in David, vor allem aber ihre letzte inhaltliche Steigerung und Erfüllung in Arthur Schulz gefunden:

»Welches ist die tatsächliche Lage der Landwirtschaft? Diese ist zweifellos in einer schweren Krise. Die Behauptung, daß der ganze landwirtschaftliche Notstand nichts als eine Fabel sektirinkender Junker und der hinter ihnen herlaufenden nimmersatten Bauern sei, ist ein vulgärliberales Geschwätz. . . Leider haben sich aber durch diese albernen Redereien auch manche unserer Leute irreführen lassen. . . Das Wirtschaftsleben besteht nicht bloß aus der Industrie. Da ist vor allem noch die andere Hälfte der eigentlich produzierenden Klasse, die in der Urproduktion, der Land- und Forstwirtschaft Beschäftigten, deren Zahl [1894] in Deutschland fast so groß ist wie die Zahl der in Industrie, Handel und Verkehr Tätigen zusammengenommen; in einzelnen Ländern, wie zum Beispiel in Bayern, fällt die Landwirtschaft noch weit mehr ins Gewicht. Um diese ländliche Produktion hat sich die Sozialdemokratie . . . bisher im ganzen (gestehen wir's nur) noch recht wenig gekümmert. Und auch wo sie es tat, geschah es meist in rein doktrinärer Weise . . . wobei die Anschauung durchaus überwog, daß die in der Industrie beobachteten Gesetze der wirtschaftlichen Entwicklung ohne weiteres vollkommen analoge Anwendung auf die Landwirtschaft finden, so daß die Agrarfrage für die Sozialisten bereits entschieden sei. . . Aber die Entwicklung hat sich doch nicht so vollzogen wie sie früher von den Sozialisten vorausgesagt wurde, welche eine rapide Aufsaugung der Kleinen zugunsten der Großen annahmen. . . Der Großbetrieb erweist sich in der Landwirtschaft keineswegs als so überlegen. . . Es spricht sonach viel dafür, daß die Landwirtschaft auf ihre eigene Art in die sozialistische Gesellschaft hineinwachsen wird. . . Meine Aufgabe war Ihnen zu zeigen: daß wir im jetzigen Stadium der ökonomischen, politischen und Parteientwicklung mit der bisherigen Stellung zur Agrarfrage nicht mehr ausreichen; daß wir fortan die gleiche intensive Aufmerksamkeit und Forschung wie der industriellen auch der landwirtschaftlichen Produktion zuwenden müssen; und daß ein positives Vorgehen durch Forderung von Maßregeln, welche die Bauern und Landarbeiter heute schon gegen die kapitalistische Ausbeutung schützen und zugleich die höheren Wirtschaftsformen der Zukunft anbahnen, eine unabweisbare Notwendigkeit ist.«<sup>1)</sup>



IN seltsames Spiel des Zufalls wollte es, daß Vollmar die weitesten deutschen Kreise zum letztenmal lebhaft beschäftigte, als er am 21. August 1912 in der bayrischen Kammer unverhohlen die nationale Verteidigungspflicht der Sozialdemokratie anerkannt hatte:

»Gewiß werden wir Sozialdemokraten alles daran setzen, damit der Friede erhalten bleibt. Wenn Anzeichen sich bemerkbar machen, daß der Friede gestört wird, so halten wir es für unsere Pflicht die öffentliche Meinung zu erregen, um den Krieg

<sup>1)</sup> Siehe das Protokoll des deutschen sozialdemokratischen Parteitags 1894 / Berlin 1894/, Seite 146, 142, 143, 147, 148, 152.

abzuwenden und den Zorn gegen jene zu lenken, welche den Krieg herbeizuführen versucht haben. Wenn es aber ohne Schuld des Reiches nicht gelingt den Frieden zu erhalten, dann wird alles vor der Not des Vaterlandes zurücktreten, und es ist selbstverständlich, daß dann auch die Sozialdemokraten dem Lande ihre Dienste leisten werden, und sie werden nicht die schlechtesten Verteidiger des Vaterlandes sein.«<sup>4)</sup>

Was selbst damals noch in einigen Parteiblättern auf Widerspruch und Bedenken stieß, war für Vollmar seit langem, und man darf wohl sagen: Zeit seines Lebens, die zweifelsfreie innerste Überzeugung. Wohl hatte er in Paris studiert und in Zürich den Sozialdemokraten redigiert, wohl stand er in seinen besten Mannesjahren stets auf das regste mit den glänzendsten ausländischen Vertretern des Sozialismus in persönlicher und geistiger Verbindung; er verfolgte die fremdsprachige Literatur und Presse wie nur einer. Aber keinen Augenblick unterschätzte er, wie sehr die Nation und der auf der Nation sich aufbauende Staat noch immer die berufenen, vorläufig unersetzlichen Träger der größten Kulturbewegungen und der wesentlichsten wirtschaftlichen und politischen Fortschritte sind. Je freier er sich von jeder chauvinistischen Anwandlung fühlte, desto energischer bestand er auf vollster Gleichachtung der deutschen Arbeiterbewegung und der deutschen Bestrebungen und Interessen innerhalb der Internationale. Auch hier knüpfte seine letzterwähnte Kundgebung an seine Eldoradoreden an: »Wie die Dinge heute [1891] einmal liegen, ist es eine Tatsache, daß nicht Deutschland und seine Verbündeten den Frieden bedrohen, sondern daß ihre Bestrebungen auf die Abwehr der von anderer Seite ausgehenden Friedensbedrohungen gerichtet sind. . . Vermeiden wir ebensosehr die nationale Überhebung wie das andere Zerrbild, die Verneinung der Nation und die Selbstbeschimpfung. . . Wenn jemals irgendwo im Auslande die Hoffnung bestehen sollte, daß im Falle eines Angriffes auf Deutschland der Angreifer auf die deutsche Sozialdemokratie zählen könnte: diese Hoffnung würde gründlich enttäuscht werden.«



O ist es eine markante, hervorragende Persönlichkeit, die aus der politischen Öffentlichkeit Deutschlands ausscheidet. In der Partei und im Reichstag werden wir Vollmar bitter vermessen, denn in unseren Reihen haben wir wenige Männer, die wie er altes wohlverdientes Ansehen und weiten Gesichtskreis mit einem niemals versagenden Wirklichkeitssinn verbinden. Seiner engern Heimat aber war Vollmar noch mehr: der Führer in entscheidungsvollen Wahlrechtskämpfen, der Begründer einer festumrissenen Landtagspolitik, der Erzieher einer anfangs kleinen, dann rasch wachsenden Landtagsfraktion zu einer im großen und ganzen kaum mehr zu erschütternden Realpolitik.

Soll und muß es denn geschieden sein, so wollen wir laut und dankbar seines überragenden und anfeuernden geistigen Voranschreitens und seines unermüdlichen und unverdrossenen Wirkens in Reih und Glied gedenken.

## ADOLF BEHNE · DIE RUSSISCHE ÄSTHETIK



IN der gläubigen Einfachheit der still in den unendlichen Himmelsraum gestellten Wandungen liegt für die russische Baukunst die künstlerische Gemeinsamkeit mit dem frühen Italien. Es ist diese Demut das nämliche, was Scheerbart das »Sichunterordnen« nennt, das Gefühl, daß wir dem Kosmos gegenüber einfach und still sein sollen. Wir wollen den Kosmos lieben, und diese Liebe ist im

<sup>4)</sup> Siehe den offenbar wortgetreuen Landtagsbericht der Münchener Post vom 23. August 1912.

russischen Beispiel, in der inkrustierten Front von San Miniato und im gotischen Glasfenster sichtbar geworden. Alle diese Kostbarkeiten sind fleischlos, unmassig, unplastisch. Das Plastische ist fast stets Eigenliebe, Pochen auf das eigene runde Bilden mit Vor und Zurück, selbst raumgreifend. Aber während die flache, in der Fläche zierlich beschenkte Wandung vor dem Himmel rein erscheint und sich hemmungslos einbettet, bleibt die große plastische Form unter dem freien Himmel etwas Zwiespältiges, Fremdes. Vor der Unendlichkeit wird doch selbst die stärkste plastische, von innen her mit Menschenmacht herausgetriebene Form einschrumpfend ihrer Ohnmacht überführt. Sollte es da nicht weiser sein aus freier Erkenntnis die gefährliche Klippe zu meiden?

Die russische Baukunst hat diese Weisheit. Der beste Beweis hierfür scheint mir zu sein, daß selbst die klassizistischen Bauten (und andere kommen hier bezeichnenderweise überhaupt nicht in Frage), deren westeuropäische Vorbilder von figürlich mitarbeitender Plastik wimmelten, in Rußland des plastischen Schmucks fast ganz entraten. Man kann getrost sagen, daß man in Rußland diejenigen klassizistischen Bauten, die von Ausländern ausgeführt wurden, daran erkennt, daß sie Figuren plastisch aufmarschieren lassen. Von russischen Bauten ahmt das eigentlich nur die Petersburger Admiralität von Sacharow /1810/ nach, die von unseren Schriftstellern gewiß eben deshalb übertrieben geschätzt wird, weil sie Westeuropa am nächsten kommt. Wenn man im besondern an die üblichen allegorischen Statuenwälder denkt, die bei uns die klassizistische Attika zu schmücken pflegen, so steht unter den namhaften russischen Werken ihnen nur das Winterpalais zur Seite vom Italiener Rastrelli.

Aber einen Einwand kann man gegen diese Darstellung erwarten. Wie nämlich verträgt sich mit der hier behaupteten Unplastik der russischen Baukunst die vollrunde, geschwungene Form der Zwiebelkuppel?

Nun, die russische Zwiebelkuppel ist durchaus nicht plastisch-tektonisch sondern in ihrer harmonischen ruhigen Gebundenheit ohne *Formen* und ohne *Motive*, ohne Laterne und ohne Luken, ohne Ringe und ohne Rippen, so jenseits von aller formalistischen Begriffsbestimmung wie die Wölbung eines Baumes, die über den Stamm ausladet, wie die Aura einer Kerzenflamme, Dinge, denen sie am nächsten gleicht. Und ein indirekter Beweis dafür ist, daß einzig auf der von uns als durchaus unrussisch erkannten Basiliuskathedrale zu Moskau den Zwiebelkuppeln plastischer Charakter aufgezungen wurde, zum tiefsten Schaden ihrer Schönheit.

Wollen wir an das Schönste denken, was uns die russische Baukunst geschenkt hat, so denken wir an den Turm von Jaroslaw<sup>1)</sup>, der wie eine Tanne ebenmäßig, ruhig, lichtdurchflossen, lichtdurchatmet aufsteigt, seinen herrlichen, folgerichtigen und doch freien dunklen Wipfel über schmalem Stamm tragend. Denn als hätte dem Schöpfer wirklich das Bild einer Tanne vorge-schwebt, wirken die schmalen, stammartigen Kanten des hell unter dem Wipfel verschwindenden Unterbaus. Das, was kaum je eine andere Baukunst Europas versucht hat, das Unmögliche: den statischen Zwang zu brechen und die gebauten Formen hoch in der Luft sich weiten, ausgreifen, sich selbst tragen zu lassen, das ist in der russischen Baukunst gern versucht

<sup>1)</sup> Siehe die Abbildung in Weibel Rußland / München 1916/, Seite 51.

worden. Denn wie wir den Turm von Jaroslaw einer Tanne vergleichen, können wir, was hier schon einmal angeführt wurde, die Zwiebelkuppel der sich vorwölbenden Krone eines üppigen Laubbaums vergleichen.

Keine andere Baukunst Europas erinnert uns so stark wie die russische an die einfachen gewachsenen Formen der Natur. Derartig begrifflich-starre, harte, mechanische Formen wie die spitzen, schneidenden Turmendigungen etwa am Münster zu Bonn findet man in Rußland nicht. Zart wie alles Gewachsene schwellen die russischen Endigungen dem Himmel entgegen. Wirklich, die russische Baukunst ist in ihrem ästhetischen Gefühl einfaches, zwiespaltiloses, treues und mitteilbares Wachsen aus dem Geistigen. Der wundervolle Baukomplex des Jungfrauenklosters zu Moskau<sup>2)</sup> ist dafür der Beweis.

Ein anderer Beweis ist Tolstojs *Was ist Kunst?*, eine Schrift, die als kunstfeindlich gilt und doch wohl die höchste Auffassung der Kunst enthält, wenn sie allein den einen Satz vertritt: »Die Kunst muß die Gewalt beseitigen.«<sup>3)</sup> In dieser russischen Ästhetik, die wie eine Programmschrift des reinen Expressionismus wirkt, heißt es: »Eine Kunst kann man nicht nach Willkür erzeugen, sie muß von selbst im Künstler keimen.« Und diese russische Auffassung, daß die Kunst ein natürliches Wachsen aus dem Geist sei, wird bei Tolstoj noch deutlicher, wenn er abweist, was die Fälskate der Kunst hervorbringt: die Entlehnung, die Nachahmung, die Auffälligkeit und die Interessantheit.<sup>4)</sup>



VON zwei Dingen ist in dieser Studie zu wenig die Rede gewesen: von der russischen Malerei und von der Rolle der Farbe in der russischen Baukunst. Die alte Malerei, die, nach den wenigen, sehr dankenswerten Proben bei Eliasberg zu schließen, bis Uschakow Außerordentliches geschaffen haben muß, ist erst in jüngster Zeit in den Gesichtskreis der europäischen Forschung getreten. Die moderne Malerei vor Kandinskij braucht uns hier ebensowenig zu kümmern wie die moderne Baukunst seit 1700. Was sie von der westeuropäischen abhebt, ist, so viel ich sehe, nur ein, allerdings sehr wichtiger Zug: daß nämlich die moderne Malerei der Russen, die in allen Ausdrucksweisen der europäischen sklavisch zu folgen scheint, ein Hauptthema dieser Kunst auffallend vernachlässigt hat: den Akt. Er spielt selbst in der modernen Salonmalerei der Russen eine sehr geringe Rolle — und keineswegs zu ihrem Nachteil.

Schließlich die Bedeutung der Farbe in der russischen Baukunst. Auf eine Erörterung dieses Themas habe ich verzichtet, weil mir die Monumente nur aus farblosen Reproduktionen bekannt sind. Ob ich es wagen durfte trotzdem über ihren geistigen Urgrund und Zusammenhang zu schreiben, muß ich dem Urteil des Lesers überlassen. Berufen kann ich mich dabei auf Theodor Fontane, der erzählt: »Mein Vater, wenn ihm meine Mutter vorwarf, er habe alles bloß aus dem Konversationslexikon, antwortete regelmäßig: Es ist ganz gleich, wo man's her hat. Und dieser Ansicht möcht' ich mich anschließen.«<sup>5)</sup>

<sup>2)</sup> Siehe die Abbildung in Weibel, am erwähnten Ort, Seite 43.

<sup>3)</sup> Siehe Tolstoj *Sämtliche Werke*, I. Serie, X /Jena 1911/, Seite 308.

<sup>4)</sup> Siehe Tolstoj, am erwähnten Ort, Seite 148.

<sup>5)</sup> Siehe Fontane *Von Zwanzig bis Dreißig* /Berlin 1900/, Seite 137.

## BRUNO TAUT · EINDRÜCKE AUS KOWNO



N der Schwelle zu Mütterchen Rußland. Erst die Fahrt durch Ostpreußen, seine ausgedehnten Felder und Wiesen mit großen schwarz-weiß-bunten Kuhherden, Pferden und springenden braunen Füllen, weit vor dem Auge ausgebreitet. Die Vegetation verschmilzt ganz in eins mit der Landschaft, ist sie selbst, so daß hier keine Berge und Besonderheiten nötig sind, die uns da in der Erinnerung nicht viel mehr als nett vorkommen, in diesem Einklang von Erde, Pflanzen, Tieren und der ganz durchsichtigen Luft. Der Horizont ist hart und klingend ohne den blauen Hauch der Mark oder den silbrigen Hollands; in der Dämmerung heben sich die Wälder mit der absolutesten Schwärze gegen den Himmel ab, der eben auch nicht hauchig ist sondern gläsern und ungebrochen rein. Von der Grenze, von Wirballen, an recken und dehnen sich die Wälder; die in Ostpreußen deutlich auffallende deutsche Ordnung zum Beispiel im Ausroden des Unterholzes hört auf, noch stärker wirkt das Vegetative, und alles erscheint satter, weicher und melancholischer. Große, herrliche Wolkenbildungen, lange ausschweifende Linien auf der Erde: Der Sinn schweift und mag die enge, willkürliche Bindung nicht dulden, an die ihn die Staatsräson auf der Reise immerfort durch unzählige Kontrollen und Revisionen und das nie verschwindende feldgraue Tuch gemahnt.

Die Lage Kownos ist wundervoll: Am rechten Ufer des Njemens zieht sich die Stadt weit hin, Höhenzüge am jenseitigen Ufer und auch diesseits unmittelbar hinter der Stadt aufsteigend, die mit herrlichem Baumbestand bedeckt sind. Überraschend ist das Bild über die Stadt hin: vom Bahnhof her zerstreute mit Baumgrün durchsetzte Hausgruppen, dann die Altstadt mit ihrem engen Dächergewirr und ihren weiß-roten Kirchen, die sich in die Landspitze vorschieben, die der Zusammenfluß der Wilia und des Njemens bildet. Herrliche, weite Höhen- und Waldlinien überall, wo man oberhalb auf die Stadt und über sie hinweg sieht, die zwischen den Flüssen wie etwas Graubuntes in dem melancholischen Landschaftsbild liegt. Graue Holzhäuser, graue Dächer, dazwischen hell, rosa, gelb und weiß gestrichene Putzbauten und weiße oder aus der Deutschordenszeit stammende rote Kirchtürme. Zwischen Ostpreußen und Kowno 2 Stunden Bahnfahrt; und doch, welches neue Element in allem! In Ostpreußen will alles ordentlich sein, aber es ist trocken-nüchtern, bestenfalls einfach-behaglich. Hier ist aber alles so anders.

Dieses spitzköpfige Pflaster auf den Straßen, diese niedrigen Holzhütten und dann in der Stadt dicht an dicht in der langgezogenen Hauptstraße diese simplen Läden ohne blitzende Spiegelscheiben, ohne Kristallglasfirmenschilder, an deren Tür ein Jude oder eine Jüdin sitzt und in deren Tiefen sie wie Murmeltiere herumschlurfen, dann die Wagen und die *komischen* Mietsfuhrwerke mit dem russischen Bügelgeschirr und ihrem spielzeugartigen Aussehen, die niedliche verbeulte Pferdebahn, vorn ein russischer Kutscher mit einer langen Peitsche, gemütlich fahrend, nicht schneller als man geht, und alles, was da heute noch von echtem Leben zu finden ist. Wir feldgrauen Europäer sehen mit herablassendem Lächeln auf all dies Wenige von echtem Leben noch übriggebliebene herab: Na ja, Asien — Barbarei! Dann kommen wir zum Rathausplatz, zwischen dessen Pflaster duftende Kamillen blühen, so leer, so öde ist er. Gesang und Orgeltöne aus jener weißen Kirche, die über die hohe, von mächtigen Pfeilern gestützte, weiße Mauer empork-

ragt. Daneben der weiße, mit bunten Heiligenbildern geschmückte Turm des Priesterseminars. Dann weiter am Rand des Platzes ein altes schönes, auch hell gestrichenes Palais (heute Kasino). Weiter ähnliche Häuser, auch helle, bunte, dazwischen eine barocke Kirche mit 2 weißen Türmen, in einer Ecke eine Kirche mit rotem Backsteinturm, rings herum Bäume und inmitten auf dem freien Platz das Rathaus, weiß und entzückend gegliedert. Soll man es Barock nennen? Es ist ein so ungewohntes, ganz anderes Barock, so kindlich-lieb in den Proportionen, so merkwürdig originell gegliedert: wie der Sockel beginnt, wie es sich immer wieder nach oben hin abstuft; wohl Pilaster, Gesimse usw., aber alles so naiv gebaut, gebaut wie Kinder bauen würden. Man möchte es streicheln. Was ist das für ein unbekannter neuer Schmelz in allen Gliederungen! Der Turm zum Verlieben hübsch, und im Langhaus, gewiß, barocke Fensterumrahmungen und -bedachungen: ja, sie sind wirklich bedacht; auf den Gesimsen liegen grellrote Dachziegel, abstechend von der weißen Farbe. Und wenn man hineingeht: wie reizend liegt die Treppe drin, so einfach und, wollte man es machen, doch so raffiniert.

Jetzt endlich muß auch der feldgraueste Europäer erwachen. Das ist ja alles wie in Italien oder im Orient! Und es geht wohl jetzt doch nicht mehr die Herablassung des *Gebildeten* festzuhalten; denn der Gebildete will sich doch schließlich nicht blamieren. Jetzt muß er doch auch das andere, was diese Eingeborenen sich geschaffen haben, mit anderen Augen ansehen, und aus der Kälte spöttischen Lächelns muß in ihnen der Glanz des liebevollen Verständnisses werden, und vielleicht sogar die Trauer um die *Bildung*, die Verkrümmung des europäischen Seelenlebens, das sich in seinem Hasten nach Komfort und Ordentlichkeit so weit vom Ursprünglichen entfernt hat.

Kowno ist ja nur die Schwelle an der Tür zum Mütterchen Rußland. Das ist ja alles nur die Peripherie jener großen russischen Kultur. Aber seht doch die bunten leuchtend ultramarineblau, rot, braun, grün, gelb gestrichenen Schlagläden an Tür und Fenster bei jedem der zahllosen jüdischen Geschäfte! Seht doch die Firmen- und Reklameschilder! Sie sind alle auf Holz gemalt, auch höchst bunt, und was man da verkauft, ist selten mit Worten angepriesen: nein, es ist alles hübsch bunt und naiv aufgemalt und immer kindlich nett, genau so wie die große Architektur des Rathauses. Es ist Volkskunst, und manche Schilder sind so unmittelbar künstlerisch, so voll Ausdruck, daß sie Henri Rousseau gemalt haben könnte: Kasserolen, Messer, Gabel, Eimer vor dem Haushaltsgladen oder Torten, Semmel, Brot bei dem Bäcker oder Schinken, Würste oder Bier, Schnaps oder schöne Uniformen und Herren in Fräcken usw. Selbst ein großes Schild einer Fabrik mit Maschinen im selben Stil. Europäer! Zerreißt, verbrennt und zerschlägt alle eure Plakate und Reklameschilder von Lucian Bernhard, Gipkens usw. und bestellt euch bei diesen Malern, wenn sie noch da sind, ordentliche Schilder! Aber macht bloß keinen *Stil* daraus. Dann ist die Herrlichkeit zu Ende.

So ist es aber auch mit den Häusern. Daß die Farben der größeren, massiven südlich leuchtend sind, sagte ich schon. Lernt doch hier endlich, daß eine graue Wand in Schmutztönen wirklich Schmutz ist! Die Fabel, daß das Bunte nur in südlicher Sonne berechtigt ist, muß endlich fallengelassen werden. Eine ungebrochene oder (was noch schlimmer ist) eine mit zusammengepantchten Farben gestrichene Wand ist menschenunwürdig. Geben wir uns einmal die Mühe ein Haus zu errichten, dann müssen wir auch dafür sorgen, daß

es in der Sonne lebt. Die Sonne des Norden ist ebenso Sonne wie die Sonne des Südens, und es gibt ja nichts Köstlicheres als strahlend farbige Häuser im Schnee. Rein gelb oder rosa mit gelb oder ganz rein weiß oder blau, aber wirklich blau, oder grün. Laßt die dumme Angst fallen, daß die Farbe nicht so dauerhaft ist wie die Mauer selbst! Was schaden die Spuren des Wetters bei einem Ding, das doch nun einmal in Regen, Hagel und Rauch steht? Und dann ist schließlich die Farbe des Hauses wie die Wäsche an unserm Anzug (nach Muthesius). Sie muß eben genau so erneuert werden. Aber das ist gar nicht mal so wichtig; schlimm ist jedenfalls dieses bloße Trachten nach ewiger Geschniegeltheit und Adrettheit, was uns wie ein Bleigewicht bei allem, was wir bauen, belastet.

Die Holzbauten sind allerdings nicht ganz so lebhaft <sup>in</sup> den Farben. Sie sind zwar auch oft gestrichen, meistens aber sind sie grau gelassen. Das ist aber ein anderes Grau als jenes Schmutzgrau: es ist das natürliche Silbergrau verwitternden Holzes. Dafür haben diese Häuser entzückende Schnitzereien, diese Schnitzereien, die von den russischen Holzkirchen stammen. Man sieht da so viel Anmutiges: Gesimse, Fensterumrahmungen, Türen, oft verfallen, aber sehr reizvoll. Und doch auch wieder die Farben! Ein ganz blau gestrichenes Dach zum Beispiel; und als ich auf der Höhe dicht über der Altstadt stand, vor mir auf einem der einfachen Holzhäuser ein dicker Schornstein, ganz leuchtend ultramarinblau, ungebrochen, wie ein Edelstein, ein Farbklang, wie er auf einem Bild Topps nicht stärker sein kann. Selbst der Backstein genügt nicht als Farbe. Die Backsteinkirche am Njemen ist ganz und gar leuchtend rot gestrichen und so noch anderes.

In Worten lassen sich Formen und Farben nicht wiedergeben. Nur das Gefühl der Trauer, wenn man dieses unmittelbare Kunststüben sieht, der Trauer des deutschen Architekten, dem durch Bildung und Konvention verdorbene Wünsche des Bauherrn ein so reines, unmittelbar aus dem Empfinden kommandes Bauen fast immer verbieten. Könnten wir uns endlich doch von dieser Zwangsjacke des Schmutzgraus und der Baustile, des Materials und des ganzen Begriffsplunders befreien!

Die Ursprünge dieser Volkskunst nachzuweisen geht über den Rahmen dieses Aufsatzes hinaus. Sie liegen jedenfalls in dem slawischen Element begründet. Und zwar herrscht hier in Kowno das Litauische naturgemäß vor, das mit dem schwächer vertretenen Russischen eine ungebrochene Mischung eingeht. Dies trifft die Nuancen. Für alle Slawen gilt gleichermaßen der Zug zum unmittelbaren Leben, zum Genießen des Augenblicks, ohne Nebengedanken an gestern und morgen. Nur das Heute gilt, und wo heute ist, nicht gestern und morgen, da ist Gott, sagt Meister Eckehart. Wo der Deutsche mit dem Slawen in innigere Berührung kommt, da entsteht nach allem Lächeln über die Nachlässigkeit und Unzuverlässigkeit nach unseren Begriffen das Gefühl, das selbst Offiziere der dortigen Verwaltung äußerten: Ja, die haben doch eigentlich was vom Leben, wir arbeiten und arbeiten und versäumen das Leben. Nur wo Leben ist, wirkliches, nicht abstrakt-beengtes Leben, da ist Kunst.

Es gibt in der Vorstadt Kownos 2stöckige Mietshäuser mit der Jahreszahl 1900. Der gebildete Architekt wird sie ohne weiteres als Kitsch verwerfen. Ich habe aber keine Furcht vor meinen Kollegen und sage: Lernt einmal

erst so naiv mit eurem Formenkram umgehen, ohne Fensterachsen und Säulenjahrmarkt, und bewundert diese Dinge, die in einer Zeit entstanden, wo bei uns Stillfexerei und *Jugendstil* ganze Stadtteile zum Ekel von Generationen hinschmetterten!

Höhenzüge, Weiten, herrliche Pappelalleen, starke, wundervolle Eichen ringsherum. Dazwischen Holzhaussiedelungen, hübsch im ganzen und im einzelnen, auch mal eine russische Holzkirche mit zierlichen Fenstern und Zwiebeln auf dem Dach. Allerdings gibt es in der Stadt auch eine weniger schöne, *neurussische* offizielle Kirche und natürlich auch sonst nicht lauter Schönes. Aber der Volksgeist spricht in allem deutlich genug: Leben, Leben im Heute. Und dieses Leben ist alles, ist und bleibt Kunst.

## HERMANN ESSIG - DIE TOLLE LOTTE



Die tolle Lotte war ein junges Mädchel. Oh, sie stand in dem schönsten Alter! Aber sie konnte es nicht leiden, wenn man sie angaffte. Sie entwand sich den Blicken mit großer Geschmeidigkeit. Und sie rannte, wo sie nur sichtbar wurde. Wer sie etwa haschen wollte, der mußte gut aufpassen, ob da keine Pfütze war, in die er hineinsetzen konnte, so flink entglitt sie den Händen. Sie lachte bloß hell auf. Ihre Freude war Rennen, Rennen wie ein Junge.

Am liebsten hätte sie Hosen getragen. Sie schämte sich fast der Röcke, unter denen die freien Beine gehindert einhertraten. Ihre korpulente Mutter war ihr deswegen gram. Aber ihr Vater, der einst in Mexico gewesen war, und eine bewegte Vergangenheit hinter sich hatte, der bestärkte sie in ihrem gewandten Flug durch die Welt.

Mit großer Vorliebe schickte er sie aus der Stadt hinaus auf das Land. Dort ging es Lotte auf vor Entzücken. Hier paßte sie hin. Wenn sie durch den Wald schweifen konnte, wo es nach süßen Tannennadeln roch! Da setzte sie sich mitten in einen Ameisenhaufen. Gefiel es den Ameisen das Mädchen zu stechen, Lotte rannte nur auf und schüttelte sich wie ein Füllen.

Sie lernte zum erstenmal den Ameisengeist kennen, aber sie hing nicht lange den Kopf. Das verging wieder. Ihr kleiner vierjähriger Vetter war der einzige unschuldige Mitwisser ihrer Waldleiden. Da er noch so klein war, so dachte Lotte gar nicht daran sich vor seinen Augen Zwang anzutun.

Sie kamen an einen Bach. Da badeten sie. Der kleine Vetter als Geheimrat und Lotte als Prinzeß Schneewittchen. Zwei sich vollständig unbelästigende Welten. Was Lotte tat, konnte der kleine Vetter alles nachmachen. Lotte fühlte sich in seiner Gesellschaft so unbeschreiblich wohl. Er war schon ein Mensch und doch keiner.

In den Märchen reden Bäume und Sträucher, reden Tauben und Enten, genau so redete das kleine Göschlein des Vetters mit ihr. Mit ihm setzte sie sich ruhig ans Ufer, hielt ihn im Schoß, wenn eine garstige Bremse auf seiner Schulter saß, und beschützte ihn.

Hier war Lotte gar nicht toll. Sie war nur aufgereggt und zappelnd vor den großen Leuten. In der Gesellschaft der Menschen fühlte sie sich fortwährend herausgefordert, exzentrisch zu sein. Die Natur faßte sie viel milder auf. Die Elster war ein reißendes Flübchen, war ganz schmal. Ein guter .



Springer wäre gerade noch hinübergesetzt. Lotte reichte es nicht ganz, und sie plumpste dabei hinein. Das war doch was ganz Natürliches.

Der kleine Vetter machte zwar diesen Sprung nicht nach, denn er sah ja, wie ungeschickt es ausging, wenn man über die Elster hinüberspringen wollte. Doch trocknete er nachher mit Lotte zusammen die Kleider. Da saßen sie neben einander hinter einen Busch versteckt, in der lieben Sonnenglut und warteten, bis alles trocken war.

Auf der großen Brücke wollte sie nun einmal nicht über die Elster gehen, sie zerrte mit dem kleinen Knirps einen Balken heran und schob ihn über das Flößchen. Das war viel herrlicher als die Brücke. Sie tanzte und balancierte hinüber wie eine Seiltänzerin. Nachdem der Balken einmal lag, trieb sie überhaupt nichts anderes mehr, als das Seiltanzen. Sie tanzte nicht bloß allein, sie nahm den Vetter mit, auf dem Arm und vor sich her. Sogar allein tanzte das Vetterlein, während Lotte vom Ufer aus zusah. Das Vetterlein paßte gut auf, damit es gerade so fein tanzte wie die Tante Lotte.

So war eigentlich ihr Dasein. Ein lachendes Tanzen über einen fließenden Strom. Der Strom waren die Menschen, und sie wollte allein sein, von seinem Naß unberührt. Nur wie von Gott geschaffen verstand sie die Berührung mit ihm, und wahrscheinlich hätte so die exzentrische Erscheinung aufgehört. Aber nun existierte einmal der ursprüngliche Zustand unter den Menschen nur noch in der Phantasie. Lotte war zwar nicht phantastisch, nur ein Kind der Abenteuer, nach dem Vater geraten.

Eines Tags versammelten sich die Anwohner der Elster zu einem Kinderfest. Das heißt, die Großen wollten sich an den Sprüngen und Tänzen ihrer Kinder ergötzen. Lotte hielt sich mit ihrem Vetterlein davon zurück. Sie tanzte lieber auf dem Balken und schaute von hier aus nach dem Anger hinüber, wo die Lustbarkeit mit Musik hinwogte. Von weitem war das Zusehen am schönsten.

Dort stand ein hoher Kletterbaum, an dem oben in einem Kranz viele hübsche Sachen baumelten! Ei! Das war für Lottes Augen die schönste Anziehung. Wie hundertmal probierten die Knaben hinaufzukommen, wie mühten sie sich die schönen Sachen vom Kranz zu erlangen. Sollte da wirklich kein Knabe mit Hosen hinaufkommen? Lotte schien es unglaublich.

Noch nach zwei Stunden flatterten immer die selben bunten Taschentücher, hingen die selben farbigen Hosenträger da oben. Lottes Herz pochte von ihrem Balken aus immer gieriger da hinüber. Sie wußte selbst nicht, wie es kam, auf einmal war sie dicht an der Kletterstange. Sie machte einen Satz, sie krabste ein paar tüchtige Armlängen vorwärts, und husch, rascher als eine Katze, war sie oben. Oben nahm sie, was sie greifen konnte. Ein halbes Dutzend Taschentücher war nicht zu viel für sie.

Je mehr sie langte und plünderte, desto stärker wurde das Geschrei unten, so daß sie sich ganz verwirrt endlich wieder abgleiten ließ. Auf dem Boden unten lachte sie und fühlte sich wie eine Siegerin, die man anstaunen mußte. Doch seltsam, die Gesichter der Menschen waren ernst und voll Vorwurf. Lotte begriff nicht. Zufällig im Vorbeirennen hörte sie etwas von »Pfi« und »Keine Hosen«, da schoß ihr eine glühende Röte ins Gesicht. Sie ließ die

Beute, die sie hoch am Himmel gemacht hatte, fallen und rannte nur, was sie konnte, aus den Menschen hinaus. Die schönen Taschentüchlein, in die sie jetzt am Elsterufer mit dem Vetterlein so gut hätte hineinweifen können, wurden auf dem Festplatz von unachtsamen Stiefeln in den Boden getreten. Lotte wollte heim.

Schon am andern Tag war sie wieder in der Stadt. Und in einem Warenhaus, wo man die Artikel dem Tausend nach auf Lager hat, fand die ausgesöhnte Mutter auch Höschen für Lotte. Sie hörte auf einmal auf zu rennen. Man vermißte jetzt die Lebhaftigkeit, sie war zu still. Exzentrisch nach der andern Seite, sagte man.

Nur hie und da fühlte sie sich hingerissen. Wenn sie zwischen den Menschenmassen auf und ab tauchte, um stets der Vorderste zu werden, da erkannte man noch den Aal, der sie immer gewesen war. Immer war wieder jemand vorne, der zu überholen war. Nur auf der Himmelsleiter wäre sie schließlich Erste geworden.

Währenddem tanzte das Vetterlein über der Elster weiter auf dem Balken allein. Jedes vermißte das andere. Aber darum kümmerte sich niemand. Die Menschen müssen einander alle vermissen, so konnte auch die tolle Lotte vom Gedächtnis genug haben und das Vetterlein zufrieden allein tanzen.

Aber die Beinchen vom Vetterlein waren unsicher, wenn die Tante nicht dabei war. Die Langeweile des Alleinseins machte das Tanzen regellos. Und auf einmal, als die Elster hoch ging, war nicht bloß die Langeweile da, auch der Balken lag anders und die Elster streckte Arme und machte Augen, da fehlte dem Vetterlein mitten drin auf dem Tanzseil die Tante. Es gab sich gar keine Mühe, es hüpfte vollends auf die Elster, so sehr hatte es Angst vor ihrem lauten Schreien.

Wer hatte es gesehen? Man lief hinzu, alles was Beine hatte, aber das Vetterlein war schon still, wie im Schoß von Tante Lotte.

Man schluchzte und jammerte. Es erfuhren's Lotte und die Verwandten in der Stadt. Lotte war gerade einem Mann, der sie nicht in Ruhe lassen wollte, durch den Schloßwald in jagender Flucht entronnen. Ihr surrten die Schläfen, sie hörte vom Vetterlein in sausender, traumhafter Vorstellung. Man machte ihr Vorwürfe, daß sie dem Vetterlein vorgetanzt hatte.

Sie stürzte sich in den Schloßteich. Sie mußte untergehen. In ihren körperlichen Fähigkeiten schien sie etwas von der Art der Götter zu haben, die frei sind von der Feindschaft der Elemente. Lotte war richtig toll geworden. Am Ufer besann man sich, ob man sie retten mußte. Nein, es war nicht nötig. Ohne es je versucht zu haben, durchschwamm sie begafft den breiten Schloßteich.

Man wunderte sich, als sie ans Land kam, nicht lange. Es war ja die tolle Lotte, der sah alles gleich. Sie war exzentrisch, ein Kind der Abenteuer.

Lotte brauchte um das Vetterlein nicht trübsinnig zu werden, sie hatte ja das Gottesurteil für ihren Leichtsinn auf sich genommen. Aber sie ging nicht unter, sie war ein Götterwesen und konnte schwimmen. Ach, und doch, um das Vetterlein tat es manchmal so weh. Da half nur ein Sturz in den Strom. Lotte blieb ewig die Tolle.



# RUNDSCHAU

## ÖFFENTLICHES LEBEN

Staatssozialismus / Edmund Fischer

Rußland

Die Sowjetregierung fährt fort ein Gebiet der russischen Volkswirtschaft nach dem ändern zu *nationalisieren*, wie die auf eine Vergesellschaftung der Produktion und Distribution hinielenden Maßnahmen in deutscher Übersetzung bezeichnet werden. Aber es zeigt sich nun auch in Rußland, was hier stets dargelegt worden ist: daß sich die sozialistische Produktion nicht durch einfache Dekrete und nicht mit einem Schlag durchführen läßt sondern nur in langer und ruhiger Entwicklung herausgebildet werden kann.

In der Verfassung der kommunistischen Republik, die vom Rat der Volkskommissare ausgearbeitet wurde, heißt es: »Die arbeitende Klasse Rußlands hat, treu den Vermächtnissen der Internationale, im Oktober 1917 ihre Bourgeoisie gestürzt und gemeinsam mit der ärmsten Bauernschaft die Gewalt in ihre Hände genommen. Indem sie die Diktatur des Proletariats und der ärmsten Bauernschaft auferichtet hat, hat die arbeitende Klasse sich entschlossen das Kapital den Händen der Bourgeoisie zu entreißen, alle Produktionsmittel in den Händen des sozialistischen Staates zu vereinigen und so schnell wie möglich die Masse der produktiven Kräfte zu erhöhen.

Die ersten Schritte in dieser Richtung waren:

»1. Abschaffung des Eigentums an Grund und Boden, Erklärung des gesamten Bodenfonds als Nationaleigentum und Übergabe des Bodens an die Arbeitenden ohne Ablösung auf dem Prinzip der gleichen Bodenbenutzung.

2. Erklärung aller Wälder, Schätze der Erde und Wasser von allgemein staatlicher Bedeutung, ebenso alles lebenden und toten Inventars der Musterwirtschaften und landwirtschaftlichen Unternehmungen als Nationaleigentum.

3. Einführung eines Gesetzes über Kontrolle der Arbeiter und Nationalisierung einer Reihe von Zweigen der Industrie.

4. Nationalisierung der Banken, die bisher eines der mächtigsten Werkzeuge der kapitalistischen Ausbeutung der Gesellschaft waren.

5. Annullierung der Anleihen, die von der zaristischen Regierung auf Rech-

nung des russischen Volkes abgeschlossen wurden, um dadurch das internationale Kapital, einen der Hauptschuldigen des Weltkriegs, zu treffen.

6. Bewaffnung der Arbeiter und Bauern, Entwaffnung der besitzenden Klassen.

7. Außerdem wird die Einführung der allgemeinen Arbeitspflicht für die parasitischen Schichten der Gesellschaft beabsichtigt.«

Sobald die Produktion in den Händen der in einem riesigen Verband vereinigten arbeitenden Massen vereinigt sein werde, heißt es sodann noch in dieser Erklärung der Arbeiterrechte, in einem Verband, in dem die Entwicklung jeder einzelnen Persönlichkeit als Bedingung der freien Entwicklung aller Menschen erscheint, sobald an Stelle der alten bourgeoisien Gesellschaft mit ihren Klassen und ihrem Klassenhaß sich endgültig die sozialistische Gesellschaft festlege, die auf allgemeiner Arbeit, planmäßiger Ausnutzung und Verteilung aller produktiven Kräfte und auf der Solidarität aller ihrer Mitglieder beruht: dann werde mit dem Verschwinden der Klassenunterschiede auch die Notwendigkeit der Diktatur der arbeitenden Klasse und der Staatsgewalt als Apparat der Klassenherrschaft verschwinden. Die neueren Dekrete zeigen jedoch, daß sich das alles auf dem Papier rascher und einfacher machen läßt als in der Praxis. Am 28. Juni hat der Rat der Volkskommissare in Moskau wieder ein Dekret erlassen, nach dem eine Reihe von Unternehmungen »samt ihrem Kapital und Eigentum, was es auch immer sei«, als das »Eigentum der Russischen Föderativen Sowjetrepublik« erklärt wird. Es werden danach in der Abteilung Bergbau alle im Besitz von Aktiengesellschaften oder von Gesellschaften mit beschränkter Haftung befindlichen Unternehmungen verstaatlicht, die Mineralbrennstoffe sowie Eisen und Kupfer gewinnen. Die Unternehmungen, die Platin, Wolfram, Silber, Bleierz und Zink sowie Asbest gewinnen, gehen alle in den Besitz des Staates über, also auch dann, wenn sie nicht im Besitz von Aktiengesellschaften sind. Verstaatlicht werden ferner alle Silberbergwerke und Gold gewinnenden Unternehmungen, so die Lena-, die Amur-, die Südsibirische Goldgrubengesellschaft usw. In der metallurgischen und metallverarbeitenden Industrie werden alle

Gesellschaften mit einem Kapital von 1 Million Rubel und darüber sowie Privatunternehmungen, deren Gesamtvermögen mindestens 1 Million Rubel beträgt, in staatlichen Besitz übernommen. In der Textilindustrie werden nur Aktiengesellschaften und Gesellschaften mit beschränkter Haftung verstaatlicht, und zwar in der Baumwollindustrie Gesellschaften mit einem Kapital von mindestens 1 Million Rubel, in der Woll-, Flachs-, Seiden- und Juteindustrie sowie bei den Appreturfärbereien Gesellschaften mit einem Aktienkapital von mindestens 500 000 Rubel, und schließlich in der Hanf bearbeitenden Industrie Gesellschaften mit einem Kapital von mindestens 200 000 Rubel. In der gesamten Elektrizitätsindustrie sowie in der Fett- und Seifenindustrie werden alle Gesellschaften verstaatlicht, sofern sie ein Kapital von nicht weniger als 1 Million Rubel besitzen. Bei der Holzsägeindustrie beträgt die untere Grenze für die zu verstaatlichenden Aktiengesellschaften 1 Million Rubel, bei der Holzbearbeitungsindustrie dagegen werden alle Aktiengesellschaften mit mechanischem Betrieb verstaatlicht. In der Tabakindustrie beträgt die untere Grenze 500 000 Rubel, für einzelne Spezialzweige 300 000 Rubel. In der Gummiindustrie werden alle Unternehmungen, Aktiengesellschaften wie Privatfabriken, verstaatlicht. In der Glas- und keramischen Industrie, in der Leder- und Schuhindustrie, in der Dampfmühlenindustrie, den Talgsiedereien, Mineralsäurefabriken und Kalziumkarbidwerken ist die unterste Grenze wieder 500 000 Rubel, in der Papier- und Kartonnagenindustrie 300 000 Rubel. Die Aktiengesellschaften usw. in der Zementindustrie werden verstaatlicht, wenn sie eine jährliche Normalproduktion von nicht unter 500 000 Faß besitzen. Ferner werden in staatlichen Betrieb überführt alle Unternehmungen der Wasserversorgung, alle Gaswerke, Straßenbahnen, Pferdeisenbahnen, Eisenbahngesellschaften und Lokalbahnen, die sich bereits im Betrieb oder im Bau befinden. Schließlich 3 Pulverfabriken.

Nur die ganz großen Betriebe und im wesentlichen auch nur die Gesellschaften sollen also in Staatsbesitz übergehen. Aber die Verstaatlichung soll zunächst auch nur theoretisch durchgeführt werden; in der Praxis soll bis auf weiteres alles beim alten bleiben. Denn also heißt es in den all-

gemeinen Bestimmungen des Dekrets: »Bis auf weitere Anordnung des Oberen Volkswirtschaftsrats an die einzelnen Unternehmungen werden alle Unternehmungen, die laut dieser Verordnung zum Eigentum der Sowjetrepublik erklärt sind, als in unentgeltlicher Pacht-nutzung der früheren Besitzer befindlich angesehen; die Verwaltung und die früheren Eigentümer finanzieren sie in früherer Weise, ebenso erhalten sie die Gewinne wie früher. Vom Augenblick der Bekanntmachung der Verordnung an sind die Verwaltungsmitglieder, die Direktoren und sonstigen verantwortlichen Leiter der nationalisierten Unternehmungen für die Integrität und Unversehrtheit der Unternehmung sowie für deren regelmäßige Arbeit vor der Sowjetrepublik verantwortlich. Falls sie ihren Dienst ohne Einwilligung der entsprechenden Organe des Volkswirtschaftsrats verlassen, oder falls sich nicht zu rechtfertigende Unterlassungen in der Arbeitsführung der Unternehmungen herausstellen, haben sich die Schuldigen nicht nur mit ihrem gesamten Vermögen sondern auch strafrechtlich vor den Gerichten der Republik zu verantworten. Alle technischen und sonstigen Angestellten, Arbeiter, sowie Direktoren, Verwaltungsmitglieder und die verantwortlichen Leiter werden als im Dienst der Sowjetrepublik befindlich erklärt und erhalten aus dem Gewinn und dem Umlaufkapital der Unternehmungen einen Gehalt, in der Höhe, wie er bis zum Moment der Nationalisierung bezahlt wurde. Alle Beiträge, die den Verwaltungsmitgliedern, Aktionären und Inhabern der nationalisierten Unternehmungen persönlich gehören, werden bis zur Klärung der Frage der eventuellen Zugehörigkeit dieser Summen zu dem Betriebskapital und den Mitteln der Unternehmungen beschlagnahmt. Die Unternehmungen, die den Konsumvereinen, Produktiv- und sonstigen Genossenschaften und deren Verbänden gehören, unterliegen nicht der Enteignung durch die Republik.«

Es sollen also die großen Betriebe rechtlich in den Besitz des Staates übergehen, wirtschaftlich aber das Eigentum der Unternehmer (der Kapitalisten) bleiben, die nach wie vor ihre Gewinne beziehen, während die Arbeiter und Beamten die bisherigen Löhne und Gehälter erhalten sollen. Es kann aber trotzdem als ausgeschlossen betrachtet werden, daß die Kapitalisten sich bereit

dazu finden die Unternehmungen von neuem zu finanzieren und zu betreiben, in der Voraussicht, daß ihnen heute oder morgen ihr Eigentum weggenommen wird. Die theoretisch sozialisierten Betriebe werden also, wie bisher, stillstehen, da sie der Staat nicht in Betrieb setzen kann und die Kapitalisten es nicht tun werden. Mit Polizeimaßnahmen kann man eben keine sozialistische Produktion aufbauen.

Das zeigt auch die Bekanntmachung des Volkskommissariats für Industrie und Handel, die in den Nachrichten des Zentralexekutivkomitees der Sowjets in Moskau am 26. Juni 1918 veröffentlicht wurde und folgendermaßen lautet: »Da manche Sowjetorgane, soziale Organisationen und private Firmen in ihrem eigenen Namen Verträge und Geschäfte mit Vertretern von privaten Firmen über Wareneinfuhr und -ausfuhr abschließen, ohne auf die Verordnungen vom 22. April 1918 über die Nationalisierung des Außenhandels Rücksicht zu nehmen, und da sie dadurch den allgemeinen Plan des Warenaustausches mit dem Ausland vereiteln, bringt das Kommissariat für Industrie und Handel in Erinnerung, daß laut Artikel 1 der Verordnung kein Sowjetorgan, keine soziale Organisation, keine private Firma beauftragt worden ist Verträge und Geschäfte über Wareneinfuhr und -ausfuhr ohne vorhergehende Genehmigung des Kommissariats für Industrie und Handel abzuschließen. Die in Rußland ohne solche Genehmigung von ausländischen Firmen oder Vertretern ausländischer Regierungen eingekauften Waren sind von der Requisition nicht befreit und dürfen nicht aus den Grenzen der Republik ausgeführt werden; die Verträge und Geschäfte sind deshalb auf Grund der Verordnung als ungültig anzusehen.«

Über weitere Sozialisierungsmaßnahmen wurde unter dem 26. Juli 1918 aus Moskau noch berichtet:

»Die Zentralisation des Warenverkehrs mit den Dörfern erzielt in den Händen des Staates große Erfolge. So verteilte das Zentralkomitee der Textilindustrie durch Vermittlung des Verpflegungskommissariats in den Dörfern: im Februar 9300, im März 33 700 und im April 61 800 Ballen Webstoffe. In Anbetracht der erfolgreichen Entwicklung der staatlichen Organisation des Warenverkehrs wird nunmehr der ganze Großhandel mit Webstoffen in Moskau und anderen Städten nationalisiert. Alle

Engrosverkaufsläden sind versiegelt; es werden Bestandsverzeichnisse aufgenommen und die Waren den Bevollmächtigten des Zentraltexilkomitees ausgehändigt.«

»Die größten Lokomotiv- und Waggonbauwerke Rußlands sind zu einem Staatsunternehmen vereinigt worden; so die Fabriken von Brjansk, Sormowo, Phönix, Kolomus; ferner die Wotkinsker, Malzower und die Moskauer Metallfabrik Goujon und andere. Für das neue vereinigte Unternehmen ist am 11. Juli vom Obersten Rat der Volkswirtschaft eine neue technische Direktion eingesetzt worden.«

»Die vom Moskauer Landwirtschaftlichen Kommissariat bestätigte Verordnung über die Organisation der landwirtschaftlichen Unternehmungen der Sowjets ist veröffentlicht worden. Alle früheren Grundstücke der Moskauer Gouvernements, die nicht weniger als 80 Deßjatinen [zirka 90 Hektar] Land haben, werden zusammen mit dem dazugehörigen landwirtschaftlichen Inventar und Viehbestand unter unmittelbare Verwaltung des landwirtschaftlichen Kommissariats gestellt und als Großunternehmungen für Rechnung des Staates bewirtschaftet. An der Spitze der Verwaltung jeder dieser Sowjetfarmen steht eine landwirtschaftlich gebildete Person. Zur Verwaltung der Sowjetfarmen werden Vertreter der städtischen Sowjets und anderer städtischen proletarischen Organisationen herangezogen, die die Aufgabe haben das städtische Fabrikproletariat und die Dorffarmen mit Nahrungsprodukten zum Einkaufspreis zu versehen.«

In Tambow sind, wie unter dem 27. Juli 1918 gemeldet wurde, alle Bäckereien und Badeanstalten nationalisiert worden. Im Gouvernement Woronesch wird die Nationalisierung der mittleren und großen Obstgärten durchgeführt. Im Kirchdorf Piszow des Kreises Sterechnsk hat sich eine landwirtschaftliche Kommune mit 700 Mitgliedern gebildet, die 142 Deßjatinen mit Kartoffeln, Weizen und Hafer besät hat. Das Landwirtschaftskommissariat des Gouvernements Kostroma hat allen Landmessern vorgeschrieben die Gutsbesitzer mit ihren Familien, Verwaltern, Aufsehern und Unteraufsichtern von ihren herrschaftlichen Besitztümern zu entfernen und diese den Arbeitskommunen der armen Bauern zu übergeben.

Wie die bolschewistischen Agrarmaßnahmen in Wahrheit gewirkt haben, wie

sie die Durchführung eines wirklichen Agrarsozialismus, die durch die Sozialrevolutionäre in Angriff genommen und ziemlich weit vorgeschritten war, störten und zum Teil in ihr Gegenteil, in die Aneignung des Landes durch die reicheren Bauern, verkehrten, ist hier bereits dargelegt worden (siehe den Artikel Quessels Vom Bolschewismus zum Reformismus, in diesem Band der Sozialistischen Monatshefte, Seite 667 ff.).

**Gemeinwirtschaft** Die Sozialisierung der Volkswirtschaft ist kein bloß theoretisches Problem mehr sondern eine Realität. Das heißt, sie ist da, sie vollzieht sich vor unseren Augen und hat sich bereits zu einem nicht geringen Teil durchgesetzt. Weder die Proteste der Händlervereinigungen noch die Beschlüsse des Hansabundes und auch keine Staatsgewalt vermögen diesen Prozeß zu verhindern, der von dem Zusammenwirken wirtschaftlicher und sozialer Kräfte und Notwendigkeiten und des wachsenden Geistes der Solidarität erzeugt wird. Die Gesetzgebung muß dieser Entwicklung folgen. Denn es ist nur noch zu wählen zwischen kapitalistischer Monopolwirtschaft und sozialistischer Organisation der Volkswirtschaft. Die Frage lautet also eigentlich nicht mehr, ob, sondern, wie die Sozialisierung durchzuführen sei. Diese Tatsache findet eine Anerkennung auch in der wissenschaftlichen Literatur, die sich immer mehr mit ihr beschäftigt. Aber es ist doch eine Verkennung der Entwicklung und ihrer Triebkräfte sowie des zu erstrebenden Ziels, wenn die Frage lediglich als eine Sache wirtschaftlicher Organisation behandelt wird, mit der sich schließlich auch die konservativsten und reaktionärsten Kreise (und diese vielleicht in erster Linie) einverstanden erklären können. Wichard von Moellendorff macht diesen Versuch in einer Abhandlung Deutsche Gemeinwirtschaft /Berlin, Siegismund/ und im 1. Heft der von Erich Schairer herausgegebenen Schriftenreihe über deutsche Gemeinwirtschaft /Jena, Diederichs/, wo er die Gedanken Friedrichs II., Fichtes, Steins, Liszts, Bismarcks und Lagardes über deutsche Gemeinwirtschaft wiedergibt. Die Kritik, die von Moellendorff an der kapitalistischen Anarchie übt, ist zutreffend. »Der gemeinsame Götze war das freie Spiel der Kräfte. Es wurde angeboten als der Bürge von Gelegenheiten Geld zu verdienen. Der Erwerbstrieb galt als stärk-

ster Ansporn und der Besitz als höchstes Gut, und zwar so selbstverständlich, daß man kaum verstand, wie noch immer in den Schulen, Kirchen, Büchern behauptet werden konnte, es hätte niemals in der Welt der Erwerbstrieb Großes vollbracht und der Besitz Glückseligkeit verbreitet. Das freie Spiel der Kräfte schien doch so unstreitbar segensreich zu sein.« Willkür, nicht Freiheit, wäre aber der rechte Name für den Popanz gewesen, unter dessen Schutz sich das unwegige, vielstufige, unwirtschaftliche Verkehrsnetz des Geld- und Warenverkehrs entfaltet. Sein Unheil wäre erträglich klein geblieben, wenn sich nicht im Denken und Handeln aller Wirtschaftsmenschen, ja des ganzen Volkes die Liebhabereien der Händler eingebürgert hätten. Kaufmännisch zu denken und händlerisch zu handeln, zu schätzen statt zu berechnen, sich an der Massenhaftigkeit und Häufigkeit der Erscheinungen zu berauschen, sich mit kurzlebigen Tand zu vergnügen statt dem Dauerwert des Gebrauchsguts anzuhängen, Ursache mit Wirkung, Leistung mit Erfolg, Preis mit Wert, Ertrag mit Wirtschaftlichkeit zu verwechseln, das alles war Gemeingut geworden. Allmählich sei das letzte Teilchen Muße, das letzte Restchen Besinnung geschwunden. Wie im Taumel der Trunkenheit habe Deutschland seinen Fleiß zum Fenster hinausgeworfen und sich kindisch an dem grellen und lauten Luxus gefreut, den es dabei treiben durfte. Kritiklos habe es ein Übermaß von überflüssigen Erzeugnissen des Auslands verschlungen. »So sehr sich seine Lebensweise im guten Sinne durch die Pflege von Sauberkeit, Gesundheit, Behaglichkeit vervollkommnet, so zusehends zivilisierte sie sich auch im schlechtesten Sinne. Im deutschen Berlin war mehr los als in irgendeiner europäischen Großstadt; mehr Läden, mehr Kneipen, mehr Fett und Messing, mehr Tempo und Ornament, mehr Geschäft und Weltbürgerei, und ach so wenig deutscher Geist und deutsche Sitte.« Der Krieg habe nun wohl allen die Augen geöffnet. Niemand vermöge mehr den privaten Erwerbstrieb und den privaten Selbstschutz zu preisen, seitdem der eine aus der angeblich gottgewollten Abhängigkeit von Angebot und Nachfrage den Wucher, der andere aus der Magenbesorgnis die Hamsterei erzeugt habe. Aber alles, was von Moellendorff angesichts dieser Verhältnisse verlangt, faßt er in das eine

zusammen: Gemeinwirtschaft, Organisation und nur Organisation. »Gemeinwirtschaft führt außer sich selbst keinen politischen Schlachtruf im Mund. Nur lastet leider der politische Wortschatz . . . auf vielen Zungen. Während doch niemand bei der Wahl zwischen Kolben- und Raddampfgetriebe danach fragt, ob jenes konservativ und dieses liberal sei, schmecken die Wirtschaftssorgen nach einem Süßsauer von wirtschaftspolitischen Befangenheiten. So rutscht man denn von Gemeinwirtschaft über Kommunismus, Staatssozialismus, Sozialismus, Sozialdemokratie zur Demokratie etwa ebenso glatt ab wie der Schuljunge von Alopex über Pix und Pux zu Fuchs.« Mögen Politiker die Politik politisieren: der Wirtschaftler soll wirtschaften und die Wirtschaft verwirtschaftlichen. Also wohl so: Der ganze Staat ein einziger großer Betrieb, in dem jeder Arbeiter nur ein Rädchen ist, das sich in die anderen einfügt, die alle von einer Stelle nach einem Kommandowort in Bewegung gesetzt werden. So nur ist diese Gemeinwirtschaft zu denken, die nichts mit Sozialismus und nichts mit Demokratie zu tun haben soll.

Man sieht: Hier ist ein ernstzunehmender Mensch, der sicherlich auch ernst an die Dinge selber herangeht, und der sich doch nicht aus der Enge überkommener Anschauungen befreien kann, ja diese noch, da sie sich jetzt in einer Art feldgrauen Gewandes präsentieren, für neu und zukunfts tragend hält. Es ist freilich nicht sowohl das Denken als vielmehr das Gefühl, das zu wahrhaftem Sozialismus führt und das den Sozialisten mit seiner Empfindung für menschliche Würde und Selbstbestimmung von dem bloßen *Gemeinwirtschaftler* trennt, dem sich der Gehalt des Sozialismus in dem bloßen Organisationsschema erschöpft. Es ist eine Art Denken, der letzten Endes die Substanz fehlt: von der selben Art (freilich auf einem viel höhern intellektuellen Niveau und daher auch ganz anders zu bewerten) wie jene zum Überdruß oft wiederholten Deduktionen und Deklamationen von der *deutschen Freiheit*, in denen sich eine Reihe von Professoren übt, und die von einer, mit der angeblichen Gründlichkeit unserer Wissenschaftler gar nicht zu vereinigenden Ideenleere und Gefühlsoberflächlichkeit sind. Indes, man kann jenen Gutbürgerlichen ihre beflissene Beweisführung wirklich nicht

verargen, da ganz die gleichen Gedankengänge ja auch in sozialdemokratischen Kreisen anzutreffen sind: ein berechtigtes Zeugnis für die Abwesenheit philosophischen Geistes gerade bei jenen, die Marxisten zu sein glaubten und in der Vorkriegszeit oft genug Ketzer richteten, in Wahrheit stets bloße Dogmatiker waren und sind. Der *Kriegssozialismus* war ihnen eine verblüffende Erscheinung. Sie, die vor dem Krieg nur eine kapitalistische Entwicklung sahen, die mit *Naturnotwendigkeit* zum Zusammenbruch der kapitalistischen Gesellschaft führen müsse, worauf der Aufbau der sozialistischen Gesellschaft folgen werde, entdeckten nun plötzlich sozialistische Tendenzen im Wirtschaftsleben (und sie sind sehr stolz auf diese Entdeckung), die nach ihrer Meinung der Krieg erst erzeugt habe. Und anstatt nun diese Erscheinung nur als einen Teil der sozialistischen Entwicklung anzusehen, die sich doch nicht nur auf das wirtschaftliche sondern vor allem auch auf das soziale, politische und kulturelle Leben erstrecken muß, bauen sie eine ganz nagelneue Lehre auf ihren *Kriegssozialismus* auf, die sie in die einfache Formel der *Organisation* bringen: Sozialismus sei *Organisation*, nicht etwa Demokratie oder Sozialpolitik. Daher dozieren sie, die deutsche sozialistische Arbeiterschaft würde die Organisationsverfassung unserer Zukunft verpfuschen, wenn sie den wirklichen Sozialismus mit einem Maximum parlamentarischer Demokratie und einem Maximum reiner Sozialpolitik verwechselte. Keine sozialistische Bewegung irgendeines Landes, am allerwenigsten aber die deutsche, hat sich jemals darauf beschränkt die politische Demokratie und sozialpolitische Gesetze zu erkämpfen. Im Gegenteil: das *Maximum parlamentarischer Demokratie* ist bisher von der Sozialdemokratie zu gering eingeschätzt worden. Die Gegenüberstellung des *wirklichen Sozialismus* mit dem *Maximum parlamentarischer Demokratie* und dem *Maximum reiner Sozialpolitik* hat deshalb nur einen Sinn, wenn damit gesagt werden soll, Demokratie und Sozialpolitik seien von untergeordneter Bedeutung, Organisation sei alles. So ist es auch gemeint. Aus dieser Auffassung erklärt sich auch die Verwerfung des parlamentarischen Regierungssystems. Gegen eine solche *Sozialisierung* sich zu wehren haben die Arbeiter, hat das ganze Volk alle

Veranlassung. Verstaatlichung (und diese ist mit der planmäßigen Organisation der Volkswirtschaft notwendig verbunden) ohne ein Höchstmaß von Demokratie und Sozialpolitik ist wahrlich kein erstrebenswertes Ziel. Und die Verstaatlichung der ganzen Produktion und Distribution würde nicht zum Sozialismus sondern nur zum Autoritarismus führen, wenn gleichzeitig sich mit ihr nicht mindestens auch die Demokratie entwickelt und die Sozialpolitik ausgebildet wird.

Moderne Gemeinwirtschaft kann nichts anderes sein als Sozialismus. Aber der moderne Sozialismus ist auch nichts anderes als die Anwendung des demokratischen Gedankens auf allen Gebieten des Lebens. Gerade weil die Entwicklung zur Gemeinwirtschaft drängt, muß das Streben der Arbeiter in erster Linie auf ein Maximum parlamentarischer Demokratie und ein Maximum reiner Sozialpolitik gerichtet sein. Aus diesen Gründen haben auch die gewerkschaftlichen Organisationen Deutschlands in einer Petition an die Regierung und den Reichstag ihre Zustimmung zu staatlichen Monopolen mit Fug und Recht von der vorhergehenden Erfüllung einer großen Anzahl demokratischer und sozialpolitischer Forderungen abhängig gemacht.

**Kriegspublikationen** Unter dem Titel *Wiederaufbau der deutschen Friedenswirtschaft / Hamburg, Otto Meißner/* sind in einem Sonderheft des von der Zentralstelle des Hamburgischen Kolonialinstituts herausgegebenen Wirtschaftsdienstes die Vorträge und Reden wiedergegeben, die während des Besuchs des deutschen Reichstags in Hamburg am 15. und 16. Juni 1918 gehalten worden sind. Die Kundgebung der Hamburger Reeder und Großkaufleute war eine Demonstration gegen die Sozialisierung der Volkswirtschaft. Die hier abgedruckten Reden richten sich alle gegen den Staatssozialismus. »Sorgen Sie dafür, daß uns volle Handelsfreiheit wiedergegeben wird«, rief der Vorsitzende Heye den Reichstagsabgeordneten zu. Handelsfreiheit, los von der Schematisierung und der Berliner Zentralisierung! Das waren die Schlagworte, die die Kundgebung kennzeichneten. Generaldirektor Ballin prophezeite den Untergang Deutschlands, wenn der Handel der staatlichen Organisation überliefert werden solle. Eine Demonstration für das freie Spiel

der Kräfte oder auch für das Privatmonopol der Hamburger Großkaufleute gegen den Sozialismus kann die 66 Seiten starke Broschüre genannt werden.

**Kurze Chronik** Die Stiftung Travers-Borgström in Bern hat ein internationales Preisausschreiben über folgendes Thema erlassen: »Die Verstaatlichung des Kredits. Eine kritische Studie über die Ausgestaltung des Kredits in einem bestimmten Lande, mit Vorschlägen für die Durchführung der Verstaatlichung.« Für die Bearbeitung sind 3 Hauptpreise zu 25 000, 20 000 und 10 000 Franken und 15 Nebenpreise zu 3000 Franken ausgesetzt. ◊ Der Gesetzentwurf über das Branntweinmonopol ist vom Reichstag am 13. Juli angenommen worden, im wesentlichen nach dem Entwurf der Regierung. ◊ Eine Teilverstaatlichung des Bergbaus bedeutet das neue Berggesetz, dem der bayrische Landtag am 27. Juni seine Zustimmung erteilt hat. ◊ Zur Förderung der Milchwirtschaft will die sächsische Regierung amtliche Probemelker und Milchrevisoren in Dienst stellen. ◊ Eine Monopolisierung der Güterabfuhr in Groß Berlin wird von der Eisenbahndirektion Berlin beabsichtigt. ◊ Der Deutsche Transportarbeiterverband hatte zu Beginn dieses Jahres an den preußischen Minister der öffentlichen Arbeiten das Ersuchen gerichtet Arbeitervertreter in die Wasserstraßenbeiräte zu berufen. Es ist ihm nun erwidert worden, daß es beabsichtigt sei bei der nächsten Berufung von Mitgliedern zum Landeswasserstraßenbeirat auf die Wünsche des Verbandes Rücksicht zu nehmen. ◊ Der bayrische Landtag genehmigte eine Beteiligung des Staates in Höhe von 900 000 Mark an der Reichsfuttermittelstelle und eine Beteiligung in Höhe von 5½ Millionen Mark an dem Bayernwerk, das das Land mit elektrischem Strom vom Walchensee her versorgen soll. ◊ Der sächsische Staat hat nun die große Mehrheit der Aktien der Elektraaktiengesellschaft in Dresden angekauft. Er hat damit eine große Anzahl Elektrizitätswerke und Straßenbahnen in seinen Besitz gebracht.

**Literatur** Einen erstmaligen Versuch das staatliche Vermögen Deutschlands festzustellen macht F. W. R. Zimmermann in seinem Buch *Das Staatsvermögen des*



Deutschen Reichs und der deutschen Bundesstaaten /Stuttgart, F. Enke/. Besonders Wert legte der Verfasser auf die Ermittlung des Erwerbsvermögens, also des werbenden Besitzes des Staates. Nach seinen Berechnungen entfallen auf den Kopf der Bevölkerung von dem Gesamtwert des staatlichen Erwerbsbesitzes von Reich und Einzelstaaten 677,7 Mark; nach dem Durchschnitt lediglich für die Einzelstaaten ergibt sich ein Kopfbetrag von 599,4 Mark. ◊ Einen großzügigen Plan eines Ausbaus der deutschen Wasserstraßen entwickelt der Oberbaudirektor P. Rehder in einem umfangreichen Werk Der Nordsüdkanal und das zukünftige mitteldeutsche Kanalnetz zwischen Weser und Elbe mit Anschlüssen an die Donau und Oder und an den Main und Rhein /Lübeck, Borchers/. Dieser Kanalstudie, die noch ausführlicher besprochen werden soll, sind 22 Blatt Zeichnungen beigegeben. Sie sucht dazutun, daß die deutsche Verkehrspolitik großzügig werden müsse, wenn Deutschland seinen Platz in der Weltwirtschaft behaupten und weiter ausbauen wolle. Der Bau der deutschen Reichswasserstraßen werde dem deutschen Volk und der deutschen Industrie in der schweren Übergangszeit nach dem Krieg Arbeit und neue Kraft verschaffen. Der Plan des Verfassers geht auch dahin die deutschen Seehäfen durch Wasserstraßen mit dem ganzen Binnenland zu verbinden. ◊ Dem gleichen Zweck dient eine von dem Wasserbaudirektor Leichtweiß auf Grund der Kanalstudie Rehders bearbeitete Denkschrift über den Ausbau des Mittellandkanals von Hannover bis Magdeburg unter Berücksichtigung seines Anschlusses an die Seehäfen Hamburg und Lübeck durch einen Nordsüdkanal /Lübeck, Borchers/.

#### Kommunalsozialismus Hugo Lindemann

**Frauenwahlrecht** Die Ausdehnung des kommunalen Wahlrechts auf die Frauen beschäftigte in den letzten Monaten die Ausschüsse einiger süddeutscher Landtage. Hierbei zeigten sich sehr große Unterschiede in dem Verhalten der verschiedenen Parteien zu dieser Forderung. Der Ausschuß für Justiz und Verwaltung der badischen Zweiten Kammer hat in einem Beschluß, der die Regierung um die Vorlegung einer Novelle zur Gemeinde- und Städteordnung ersuchte, in

den Städten der Städteordnung für die Frauen das gleiche Wahlrecht wie für die Männer gefordert. Dagegen hat der Staatsrechtliche Ausschuß der württembergischen Zweiten Kammer eine provoziert ablehnende Haltung gegen jede Erweiterung der Frauenrechte eingenommen. Der von dem Berichterstatter, einem Zentrumsmitglied, gelieferte Bericht ist geradezu eine Sammelstelle der ältesten, immer wiederholten Argumente gegen das Frauenstimmrecht und will mit Gutachten und Ausführungen von sogenannten medizinischen Autoritäten diese politische Frage lösen.

Sehr zur Zeit stellt daher Jenny Apollant in ihrem, weiter unten angezeigten Buch über das kommunale Wahlrecht der Frauen in den deutschen Bundesstaaten die Lage dar, und es erscheint am Platz das Wesentliche aus dem Tatsachenmaterial hier wiederzugeben. Da ergibt sich nun die »erschreckliche Tatsache«, daß die Frauen in einer ganzen Anzahl von Bundesstaaten, und zwar teils in Stadt- wie in Landgemeinden teils nur in Landgemeinden, das aktive Wahlrecht haben. Die Frauen müssen sich im allgemeinen bei der Ausübung ihres Stimmrechts eines männlichen Stellvertreters bedienen, haben aber in den Landgemeinden einer Reihe von Bundesstaaten auch das Recht der persönlichen Stimmabgabe. Das gilt zum Beispiel für die Landgemeinden der Provinz Hannover, des Königreichs Sachsen, von Schaumburg-Lippe, der Hansestädte Lübeck und Bremen und des Ritterschaftlichen Amts Wredenhausen in Mecklenburg-Schwerin. Außerdem haben die Frauen das aktive Wahlrecht, in dessen Ausübung sie sich aber durch eine männliche Person vertreten lassen müssen, in den Stadt- und Landgemeinden Hohenzollern, Bayerns rechts des Rheins, Sachsen-Weimar, Sachsen-Meiningen, Reuß ältere Linie, Reuß jüngere Linie, Waldeck, Schwarzburg-Rudolstadt; in den Landgemeinden in Preußen mit Ausnahme der Rheinprovinz, in Braunschweig, Sachsen-Altenburg, in Sachsen-Koburg-Gotha für Koburg, Lippe-Detmold, Hamburg. Das Gebiet, in dem das Frauenstimmrecht bereits gilt, ist also keineswegs klein. Zu ihm gehört vor allem das platte Land, von dem der Fraueinfluß auch nach Ansicht solcher Männer ferngehalten werden muß, die schließlich bereit wären den Städten dieses Danaergeschenk zu machen. Allerdings soll nicht vergessen werden, daß das kommunale

Frauenwahlrecht fast überall an Grundbesitz und hohe Steuerleistung gebunden und aus den ganz anders gearteten Verhältnissen früherer Zeiten entstanden ist. Damit wird aber an der Tatsache nichts geändert, daß es besteht und auch ausgeübt worden ist, ohne daß über solche Gemeinden das Ende der Welt hereinbrach, wie seine Gegner das zu prophezeien lieben.

Das volle passive Wahlrecht besteht nirgends, wohl aber ein beschränktes, das heißt die Wählbarkeit zu Kommissionen in einer Reihe von Bundesstaaten. Im Königreich Sachsen können nach § 77 der Landgemeindeordnung Frauen in die Ausschüsse für Angelegenheiten der Armen-, Kranken-, Waisen- und öffentlichen Gesundheitspflege sowie der Fürsorgeziehung auch ohne Rücksicht auf ihre Stimmberechtigung gewählt werden. In Württemberg können in den größeren Städten nach Artikel 89 der Gemeindeordnung von 1906 auch Frauen in Verwaltungskommissionen mit vollem Stimmrecht gewählt werden, ebenso auch in die Armendeputationen. In Baden müssen Frauen zu den Kommissionen für das Armenwesen, die Unterrichts- und Erziehungsangelegenheiten als Mitglieder mit Sitz und Stimme zugezogen werden. In Hessen können Frauen den Deputationen für Armen-, Unterrichts- und Erziehungswesen, Gesundheitspflege und Krankenfürsorge bis zu einem Viertel der Mitglieder angehören. In Oldenburg haben wir eine ähnliche Bestimmung wie in Württemberg.

**Gemeinschafts-** Auf der Grundlage von Erhebungen der volkswirtschaftlichen Abteilung des Kriegsernährungsamts über die Massenspeisung in deutschen Gemeinden mit mehr als 10 000 Einwohnern baut sich ein Artikel Die Massenspeisung im Jahre 1917 im Reichsarbeitsblatt vom 27. Juli 1918 auf, der das Material in einigen Tabellen zusammenstellt und einige wichtige Fragen an seiner Hand diskutiert. Die Erhebungen beschränkten sich auf die Gemeinden mit mehr als 10 000 Einwohnern, da in den kleineren Gemeinden Massenspeisungen seltener eingerichtet wurden. Im allgemeinen ist wohl anzunehmen, daß hier die Voraussetzungen für eine solche Einrichtung fehlen; in vielen Fällen liegt aber ein Versagen der Gemeindeverwaltungen vor, die sich aus irgendwelchen Gründen gescheut haben die nicht ge-

rade angenehme und einfache Arbeit eines Kriegsküchenbetriebs zu übernehmen. Das gilt auch für einen Teil der größeren Gemeinden. Es fehlen nämlich immer noch in 63 Gemeinden von im ganzen 563 Orten mit mehr als 10 000 Einwohnern Einrichtungen zur Massenspeisung.

Die Erhebungen unterscheiden allgemeine Kriegsküchen, Mittelstandsküchen, Fabrikküchen und andere Küchen. Die Grenze zwischen den beiden ersten Gruppen ist keineswegs fest. So heißen in Straßburg die Küchen, in denen nicht Eintopfgerichte abgegeben werden, Mittelstandsküchen, obschon in ihnen das Arbeiterpublikum ebenso vorwiegt wie in den anderen Küchen. In der Höhe der Preise wird man ebensowenig ein unterscheidendes Merkmal finden können wie in der Art des gebotenen Essens. Wesentlich ist wohl die Absicht für bestimmte gegen die Arbeiterklasse abgegrenzte Teile der Bevölkerung Speisegelegenheit zu bieten, die durch die Art der Räume, der Darbietung der Tischgelegenheit höheren Ansprüchen an eine gewisse Verfeinerung genügt oder zu genügen sucht. Größere Bedeutung hat übrigens die Mittelstandsküche nicht gewonnen. Von den 2828 überhaupt vorhandenen Küchen entfielen 1497, also 52,9 %, auf die allgemeinen Kriegsküchen; nur 121, also 4,2 % auf die Mittelstandsküchen; 629, also 22,3 %, auf die Fabrikküchen, und 581, also 20,6 %, auf die anderen Küchen. Der Anteil ist in den 6 Ortsgrößenklassen verschieden; in Klasse I (über 500 000 Einwohner) waren neben 462 allgemeinen Kriegsküchen 44 Mittelstandsküchen vorhanden, in Klasse II (250- bis 500 000 Einwohner) neben 121 nur 9, in Klasse III (100- bis 250 000 Einwohner) neben 245 sogar 32, in Klasse IV (50- bis 100 000 Einwohner) neben 160 nur 12, in Klasse V (25- bis 50 000 Einwohner) neben 212 nur 9, in Klasse VI (10- bis 25 000 Einwohner) neben 297 nur 15. Ein Zusammenhang zwischen der Größe der Gemeinden und der Zahl der Mittelstandsküchen scheint nicht vorhanden zu sein; doch ist diese in den kleineren Gemeinden begrifflicherweise kleiner als in den größeren. Die allgemeinen Kriegsküchen überwiegen also durchaus an Bedeutung alle anderen Gruppen; ihre Anteilsziffer schwankt zwischen 36,5 % in Klasse II und 62,3 % in Klasse IV. Bei den Fabrikküchen ist die Spannung zwischen dem größten und dem kleinsten Anteil noch größer,

nur 6,9 % in Klasse I und 37,2 % in Klasse II. Die Abgrenzung dieser beiden Küchenarten gegen einander, die im wesentlichen auf die gleiche Besucherklasse angewiesen sind, ist in den einzelnen Städten sehr verschieden. Wo Großbetriebe vorwiegen, ist die Fabrikküche stärker vertreten; Städte, in denen die Klein- und Mittelbetriebe vorherrschen, zeigen eine größere Entwicklung der allgemeinen Kriegsküche. Nehmen wir die beiden Klassen von Küchen zusammen, so ergibt sich, daß mit einer gewissen Regelmäßigkeit die Größe ihres Anteils an der Gesamtheit der Küchen mit der Abnahme der Einwohnerzahl zunimmt: in Klasse I entfielen auf sie 61,4 %, in Klasse II 73,7 %, in Klasse III 81 %, in Klasse IV 84,5 %, in Klasse V 85,4 %, in Klasse VI 81,1 %. Dementsprechend nehmen die anderen Küchen ab, die für besondere Gruppen der Bevölkerung eingerichtet sind. Auch dies ist leicht erklärlich. Je größer eine Stadt, desto differenzierter die Bevölkerung und desto größer der Reichtum an Einrichtungen aller Art, die sich auf dieser Differenzierung aufbauen.

Bei den Erhebungen wurde auch nach der Leistungsfähigkeit der Küchen gefragt und dabei die normale Ausnutzung und eine Höchstleistung beim Kochen in mehreren Schichten unterschieden. Die Leistungsfähigkeit wird in Litern angegeben. Dieser Maßstab ist unzulänglich wegen der Verschiedenartigkeit der Darreichung und der Konsistenz des Essens. Überall da, wo die Speisen nicht als Eintopfgericht, sondern getrennt (Suppe, Gemüse, Fleisch) geboten werden, kann eine Umrechnung in Liter nur ein ganz falsches Bild von der Leistungsfähigkeit der Küchen geben. Ein Vergleich zwischen diesen Küchen und Eintopfküchen ist nicht gut möglich. Die Angabe des Fassungsgehalts der Kochkessel versagt, da zur Herstellung einer Mittagsportion aus mehreren Gängen ein größerer Apparat notwendig ist als bei dem Eintopfgericht. Besser wäre der Maßstab der Portion, wobei man allerdings von ihrem Inhalt abzusehen hätte. Wenn wir von einer Küche wissen, sie ist imstande so und so viele ganze Mittagsportionen abzugeben, so erhalten wir den Aufschluß, der nötig ist, gleichgültig ob das Mittagessen sich aus mehreren Gängen zusammensetzt oder ein Eintopfgericht ist, 1 Liter oder  $\frac{1}{4}$  Liter enthält.

Fassen wir nun die Leistungsfähigkeit

der Küchen ins Auge, so tritt die Bedeutung der allgemeinen Kriegsküchen noch stärker hervor als es allein nach ihrer Zahl zu erwarten wäre. Bei normaler Ausnutzung entfielen nämlich auf sie 73,3 % der Leistungsfähigkeit, auf die Mittelstandsküchen 3,3 %, auf die Fabrikküchen 14,4 %, auf die anderen Küchen 7,3 %. Ähnlich sind die Zahlen bei Höchstbetrieb. Die Zahl der abgegebenen Portionen, also die Benutzung der Küchen, wächst mit der Größe der Gemeinden. Die Beanspruchung der Küchen kann noch wesentlich ohne Gefahr ihres Versagens wachsen. Die Schwierigkeiten liegen für die Küchen bei guter Organisation nicht so sehr in der Betriebstechnik als in der Lebensmittelversorgung.

Die Bewegung des Besuchs in den einzelnen Monaten zeigt manches Bemerkenswerte. Sie ist in den Ortsgrößenklassen und in den verschiedenen Arten von Küchen im großen und ganzen einheitlich und spiegelt getreulich die Bewegung der Lebensmittelversorgung im Lauf des Erntejahrs wider. Kartoffel- und Brotknappheit im Frühjahr führen zur Steigerung des Besuchs. Im Juni, wenn das Frühgemüse erscheint, tritt ein kleiner Rückgang ein. Im Juli zeigt sich wieder ein Wachsen; die Gemüse sind selten und teuer. Erst wenn im August die neuen Kartoffeln zu haben sind, die billigen Kohlarten dem Markt in großen Quantitäten zugeführt werden, läßt der Besuch nach. Der September, zum Teil auch der Oktober sind die günstigsten Monate. Dann aber strömt die Bevölkerung mit Beginn des Winters wieder stärker den Kriegsküchen zu. Im Dezember bringen die Weihnachtstage einen gewissen Rückgang. Übrigens muß bei der Monatsvergleiche die Zahl der Essenstage sorgfältig berücksichtigt werden. Die Zahl der Sonntage ist verschieden; dazu kommt der Ausfall an Feiertagen zu Ostern, Pfingsten, Weihnachten, da die Küchen an diesen Tagen zu schließen pflegen. Eine Kurve, die sich auf den Zahlen der im Monat tatsächlich abgegebenen Portionen aufbaut, würde daher zwar die effektive Bewegung in den Monateinheiten zeigen, aber die Bedeutung der Lebensmittelversorgung nicht ganz richtig ausdrücken.

Die Bewegung des Besuchs ist ferner aufwärts gerichtet. Verfolgt man die Zahlen durch die Reihe der Monate hindurch, so ergibt sich bis zum Jahres-schluß fast überall ein dauerndes Stei-

gen, das nur zum kleinsten Teil auf den Zugang neuer Gemeinden, vielmehr auf die Einrichtung neuer und die Erweiterung vorhandener Küchen zurückzuführen ist. So ist in den Monaten von Februar bis Dezember 1917 die Zahl der Gemeinden nur um 1,7% gewachsen, die Zahl der Küchen dagegen um 28,1%, die der allgemeinen Kriegsküchen um 39,1%; ihre Leistungsfähigkeit um 47,5% bei allen Küchen, um 48,4% bei den allgemeinen Kriegsküchen. Im Jahr 1918 ist also mit einer weitem Entwicklung der Massenspeisung zu rechnen. Die höchsten Preise haben natürlich die Mittelstandsküchen. Die stärkstenbesetzte Preisklasse ist die Klasse: 70 bis 80 Pfennig bis zum Oktober; dann muß sie diese Stelle an die Klasse 80 Pfennig bis 1 Mark abtreten. Die gleiche Verschiebung zwischen den Klassen 60 bis 70 Pfennig und 70 bis 80 Pfennig hat sich zu Anfang des Jahres vollzogen, so daß also im Lauf des Jahres 1918 die Preisverschiebung sich von der Klasse 60 bis 70 Pfennig zu den Klassen über 80 Pfennig bis 1 Mark vollzog. Die Mittelstandsküchen, die wohl in der Regel ohne Zuschüsse der Gemeinde arbeiten, sind deshalb gezwungen sich der Bewegung der Lebensmittelpreise möglichst eng anzuschließen. Langsamer folgen die allgemeinen Kriegsküchen, bei denen die Gemeinden zum Teil recht bedeutende Betriebszuschüsse leisten. Aber auch bei ihnen sind die Preise dauernd im Steigen. Im Januar war die stärkstenbesetzte Preisklasse die Klasse mit 30 bis 40 Pfennig, ihr folgt die Klasse 20 bis 30 Pfennig; die Prozentzahlen sind 31,9 und 30,4. Stärkere Besetzung weisen noch die Klassen bis 20 Pfennig (18,1%) und über 40 bis 50 Pfennig (10,1%) auf. Ende des Jahres ist die Klasse 30 bis 40 Pfennig immer noch am stärksten besetzt, aber mit 48,8 gegen 31,9% zu Beginn; ihr folgt jetzt die Klasse 40 bis 50 Pfennig mit 21,9%; sie ist also doppelt so stark besetzt wie zu Anfang des Jahres. Dagegen haben die Klassen 20 bis 30 Pfennig und bis 20 Pfennig um 10% abgenommen. Viel geringer sind die Preisveränderungen bei den Fabrikküchen und den anderen Küchen. Die Arbeitgeber als Betriebsunternehmer der Fabrikküchen haben nur ein geringes Interesse daran die Preise zu steigern, da die Arbeiterschaft einer Steigerung mit der Forderung einer Lohnerhöhung begegnen würde. Bei der Gruppe der anderen Küchen handelt es sich hauptsächlich um Wohltätigkeitsanstal-

ten, deren Aufgabe die Unterstützung besonders bedürftiger Bevölkerungsteile ist. Sie übernehmen die Preissteigerung auf ihre Mittel. Bei dieser Gruppe sind daher auch Ende 1917 wie zu Anfang die Preisklassen bis 20 Pfennig am stärksten besetzt, dann folgt die Klasse über 20 bis 30 Pfennig. Auffällig ist hier das starke Anwachsen der Besetzung der Klasse über 80 Pfennig bis 1 Mark; sie ist von 0,4 im Januar auf 9,7 im August und 8,9 im Dezember gestiegen. Die absolute Zahl dieser Küchen ist nicht angegeben, so daß sich die Bedeutung dieser Änderung nicht ermaßen läßt. Fassen wir alle Küchen zusammen, so muß bei dem Schwergewicht der Gruppe der allgemeinen Kriegsküchen die Preisbewegung des Jahres im allgemeinen ungefähr die gleiche sein wie bei jener allein.

**Kurze Chronik** Die preußische Regierung hat dem Landtag einen Gesetzentwurf vorgelegt, in dem jeder Stadt- und Landkreis zur Einrichtung eines Jugendamts verpflichtet werden soll.  $\diamond$  Die Landesversammlung des Herzogtums Braunschweig nahm einen Gesetzentwurf an, der die Polizeibehörden ermächtigt im Fall einer Wohnungsknappheit leerstehende Wohnungen und zu Wohnzwecken geeignete Räume zu beschlagnehmen.  $\diamond$  Dem Landtag von Sachsen-Meinungen ging ein Gesetzentwurf über die Änderung der Gemeindeordnung zu, in der das Mehrstimmrecht aufgehoben und das gleiche Stimmrecht eingeführt wird.  $\diamond$  Die Bielefelder Stadtverordnetenversammlung bewilligte der Deutschen Gesellschaft für soziales Recht (siehe über diese die Rundschau Rechtswissenschaft, 1918 I, Seite 261 ff.) zur Errichtung einer Geschäftsstelle in dieser Stadt einen Jahresbeitrag von 1000 Mark für 3 Jahre und stellte die erforderlichen Geschäftsräume zur Verfügung.

**Literatur** Das Buch Jenny Apolants Das kommunale Wahlrecht der Frauen in den deutschen Bundesstaaten / Leipzig, Teubner/ beschäftigt sich nach einer zusammenfassenden Einleitung eingehend mit der Rechtslage in den einzelnen Bundesstaaten. Die ungeheure Zersplitterung des Gemeinderechts tritt dabei wieder einmal recht drastisch zutage. Außer dem geltenden Recht wird jeweils auch der

zahlreichen Aktionen zu seiner Abänderung kurz gedacht. In dem Anhang werden die Gesetzesbestimmungen im Wortlaut mitgeteilt. Bei Württemberg hat die Verfasserin den Artikel 89, der die Zuwahl von Frauen zu den Verwaltungsdeputationen gestattet, nur im Anhang aufgeführt; er wäre auch im darstellenden Teil zu würdigen gewesen. Ferner werden einige Daten über die Entwicklung der kommunalen Frauenarbeit seit 1910 und die Entwicklung der Frauenerwerbsarbeit in Deutschland seit 1882 sowie eine Übersicht über das kommunale Wahlrecht der Frauen im Ausland beigegeben. Die außerordentlich sorgfältige Arbeit ist ein wertvoller Beitrag zur Beurteilung des Frauenstimmrechtsproblems. ◊ Die Arbeit Paul Wölblings Das preußische Wohnungsgesetz vom 28. März 1918 /Stuttgart, J. Heß/ bringt in der ersten Lieferung das Wohnungsgesetz und das Fluchtliniengesetz im Wortlaut und einen praktischen Index. Die folgenden Lieferungen werden den Kommentar bringen. ◊ Unter dem Titel Die öffentliche Wohlfahrtspflege in Frankfurt am Main /Frankfurt, Frey/ veröffentlicht das Frankfurter Armenamt den Entwurf einer Vorlage des Magistrats über die Errichtung eines städtischen Wohlfahrtsamts. Die Schrift enthält eine eingehende Begründung sowie den Entwurf eines Ortsstatuts und wird gerade jetzt, wo die Errichtung von Wohlfahrtsämtern auf der Tagesordnung steht, sehr willkommen sein. ◊ Daß auch in Hamburg die gleichen Kräfte für den Ausbau und die Zusammenfassung der Wohlfahrtspflege am Werk sind, beweist die umfangreiche Schrift Friedrich Zahns, des bekannten Leiters der Hamburgischen Kriegshilfe, Die Organisation der Wohlfahrtspflege in Hamburg, im Archiv der Hamburgischen Gesellschaft für Wohltätigkeit /Hamburg, Grefe & Tiedemann/. Sie will die Unterlage für eine gesetzgeberische Aktion schaffen und gibt daher vorwiegend eine geschichtliche Darstellung der Entwicklung der verschiedenen Wohlfahrtszweige und ihrer Organisation; Kritik wird nicht immer vermieden. Neben der öffentlichen wird auch die nichtöffentliche Wohlfahrtspflege behandelt. An den darstellenden Teil schließen sich die Sammlung der gesetzlichen Bestimmungen und Überblicke über die räumliche Dezentralisation, über die öffentlichen Anforderungen für Wohlfahrtszwecke und über die Zusammensetzung

der Wohlfahrtsbehörden. Das Studium dieser interessanten Arbeit wird auch für die Mitglieder anderer Stadtverwaltungen reiche Früchte tragen. ◊ Einen höchst wertvollen Beitrag zur Behandlung des Problems der Wohnungsnot liefert die von dem Dortmunder Stadtbaurat Strobel verfaßte Denkschrift über Maßnahmen gegen die Wohnungsnot in Dortmund. Sie enthält außer den Anträgen des Magistrats und ihrer Begründung eine umfangreiche Sammlung von Materialien aller Art, die sich mit der Bekämpfung der Wohnungsnot beschäftigen.

## WISSENSCHAFT

Sozialwissenschaften / Conrad Schmidt

Marxbücher So reichhaltig und interessant die von Eduard Bernstein herausgegebene Marx-Engelssche Korrespondenz /Stuttgart, Dietz/ ist: wer sich mit der Hoffnung getragen hat daraus einen neuen, intimen Einblick in das Wachsen und Werden der im Kapital zu einem einheitlichen System zusammengefaßten Marxschen Gedankengänge zu gewinnen, sah sich in diesem Punkt enttäuscht. Insbesondere wären briefliche Auseinandersetzungen über die eigenartig neue Methode sozialökonomischer Zergliederung erwünscht, die Marx im Kapital verfolgt und über deren Wesensart er im Nachwort zum 1. Band mit der Erklärung allzu summarisch fortgeht, daß diese seine Methode eine die mystifizierenden Elemente von Hegels Dialektik ausscheidende, aber darum in dem Streben »den Stoff in seinen verschiedenen Entwicklungsformen zu analysieren und deren inneres Band aufzuspüren« gleichfalls »dialektische« Betrachtungsweise sei. Die Anknüpfung an diesen Namen, der durch die Willkür von Hegels oft tiefsinniger, aber oft auch rein spielerischer Kombinationsmanier und noch mehr durch seine Präntention einer angeblichen Überwindung der bloßen Logik durch die *Dialektik* kompromittiert ist, hat die einer klaren Erfassung der Marxschen Methode entgegenstehenden Schwierigkeiten in mancher Beziehung noch erhöht und ist von skrupellosen Gegnern oft zu arger Verdrehung ausgenutzt. Gewiß, Marxens Geschichtsauffassung, an die er wohl in seinem Nachwort in erster Reihe dachte, ist eine genetische Betrachtungsweise, die die sozialen, politischen und geistigen Zustände und

Kräfte auf die jeweils gegebene ökonomische Struktur, die in dieser begründeten Klassengegensätze und ökonomischen Entwicklungstendenzen zurückbezieht, und so von dieser besonderen Seite her dem »innern Band« der sozialen Erscheinungen nachspürt. Aber das läßt die in den spezifisch theoretischen Parteien seines Kapitals angewandte Untersuchungs- und Darstellungsmethode noch in weitem Umfang unbestimmt. Denn so lichtvoll und glänzend die überall eingestreuten historisch-genetischen Perspektiven und Ausblicke sind, die eigentliche Aufgabe, die er in diesem Werk sich stellt, ist nicht die Darlegung der historischen Entwicklung der modernen kapitalistischen Wirtschaftsweise sondern die ihrer innern, sich ständig forterhaltenden Bewegungsart; für deren Begreifen es sich um den systematisch zu erbringenden Nachweis der in der Wesensart dieses Prozesses selber unabtrennbar mitenthaltenen und darum aus der Analyse dieser seiner Wesensart deduzierbaren Gesetzmäßigkeit handelt. Wie seine bei der historischen Betrachtung durchweg auf den Modus der gesellschaftlichen Produktionsweise zurückgehende ökonomische Geschichtsauffassung, so scheidet ihn nicht weniger die ungeheure Willensenergie, mit der er im systematisch geordneten Forschungsgang den innern Gesamtzusammenhang der modernen Volkswirtschaft aufzudecken bestrebt ist, in weitem Abstand auch von den scharfsinnigsten Vertretern der frühern bürgerlichen Ökonomie. Jenes von Marx zitierte Wort verblüfften Stauens, das einem Engländer entfuhr; Ricardo wirke, als sei er von einem Stern auf die Erde gefallen, gilt in noch unvergleichlich höherm Grad vom Marxschen Kapital selbst. Der gewöhnliche Empirismus, der mit ein paar oberflächlich zusammengerafften, vom Augenschein abgezogenen Beobachtungen die Rätselfragen des ökonomischen Prozesses wegzuinterpretieren gewohnt ist, fühlt sich auf den verschlungenen Wegen, die Marx'sches Denken einschlägt, um zum Ziel einheitlichen Begreifens zu gelangen, wie in einer fremden Welt, in der alles Bekannte und Vertraute ihm gleichsam auf den Kopf gestellt erscheint. Wo dann die, die des eigenen Denkens Mühe scheuen, gern den bequemem Ausweg wählen: die Schwierigkeiten, die in der Sache liegen, dem Denker, der sie sah und zu bewältigen suchte, in die Schuhe

zu schieben und ihn zu beschuldigen Einfaches durch rein sophistische Gedankenspiele zu verwirren. Ein Ausweg, der um so willkommener ist, wenn die neuen Resultate, wie es bei Marx der Fall war, zugleich auch als in hohem Maß staatsgefährlich gelten. Marx hat im Nachwort auch beistimmend die Äußerung eines seiner Kritiker zitiert: »soweit es sich um eigentliche Theorie handle, sei die Marx'sche Methode die deduktive Methode der ganzen englischen Schule«. Doch ohne dabei in prinzipieller Weise auf die Grundlagen und Zielpunkte einzugehen, die seine eigene Art des Deduzierens von der der Adam Smith und Ricardo unterscheidet. Was dann freilich zugleich zu einer grundsätzlichen Auseinandersetzung über die letzte Kardinalfrage seines eigenen theoretischen Systems hätte führen müssen: zu einer Auseinandersetzung, ob und inwiefern denn seine neue, Smith und Ricardo völlig fernliegende Ableitung des Wertgesetzes aus dem Satz, daß jedes Austauschverhältnis eine Gleichung einschließe, und daß die Gleichheit der gegen einander ausgetauschten Warenmengen dann unmöglich anders denn als Gleichheit der in den betreffenden Waren gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit zu denken sei, einen zwingenden Beweisgrund für jene apriorische Geltung liefern könne, die er diesem so abgeleiteten Wertgesetz beimißt, und auf Grund deren er es zum Ausgangspunkt aller seiner weiteren Deduktionen macht. Die von Kautsky herausgegebenen Marx'schen Nachlaßbände Theorien über den Mehrwert /Stuttgart, Dietz/ gehen an einer solchen grundsätzlichen Erörterung vorüber. Auch Engels gegenüber hat sich Marx über diese für den Geltungsanspruch der von ihm im Kapital angewandten Methode entscheidend wichtige Frage nicht ausgesprochen. Bei unausgesetztem Gedankenaustausch mit dem Freund in politischen Dingen schweigt er von den Problemen, die sein ökonomisch-theoretisches Denken doch am tiefsten bewegt haben müssen; da reift und gliedert sich bei ihm alles in der Stille, ohne Spuren des Abdrucks zu hinterlassen. Ebenso sind die gewiß zahllosen wieder und wieder umgebildeten Entwürfe und Gedankenansätze, aus denen am Ende das Kapital erwuchs, und deren Kenntnisnahme bei der phänomenalen Großartigkeit des ganzen Wurfs als Dokumente aus der Werkstatt eines wirklich originalen Denkers

wie als Handhaben eines tiefen kritischen Verständnisses seines Werks wichtig wären, mit dem Hirn, in dem sie einst lebendig waren, für alle Zeit begraben. Marxens Feder, die in den Nachlaßmanuskripten oft bei Nebensächlichem in ausführlichen Wiederholungen verweilt, hat die Gedankenmonologe, in denen sich die Vorgeschichte der Entstehung des Systems abgespielt haben, nicht mit verzeichnet; nur aus dem fertigen Ganzen lassen sich mit einiger Wahrscheinlichkeit Schlußfolgerungen in dieser Hinsicht ziehen.

So konnte auch Franz Mehrings zur Hundertjahrfeier veröffentlichte eingehende Biographie Karl Marx: Geschichte seines Lebens /Leipzig, Leipziger Buchdruckerei/, zu der die einleitenden Skizzen in Mehrings 4bändiger Ausgabe des Marx-Engels-Lassalle-Nachlasses /Stuttgart, Dietz/ wertvolle Vorarbeiten liefern, kein neues Material aufreiben, das auf das Marxsche Denken, wie es sich in der Arbeit am Kapital entfaltete, ein neues Licht würde. Der Verfasser schildert den Entwicklungsgang von dem bürgerlich revolutionär gesinnten Junghegelianer, als der Marx in seinen ersten Arbeiten auftritt, zum Schöpfer des kommunistischen Manifests und resümiert in kurzem Überblick den Inhalt seiner späteren Publikationen. Aber der Hauptakzent liegt nicht in dieser Richtung. Von den 544 Seiten des Buches handeln nur 10 über den 1. und etwa ebenso viele, auf Mehrings Wunsch von Rosa Luxemburg beigezeichnet, über den 2. und den 3. Band.

Auffallend ist dabei, daß hier die an den 3. Band, der die der kapitalistischen Wirtschaft bei Unterstellung freier Konkurrenz offenkundig anhaftende Tendenz zur Herausbildung einer annähernd gleichen Durchschnittsprofitrate in den verschiedenen Produktionszweigen und die sich daraus bereits als notwendig ergebende Divergenz der Warenpreise von den sogenannten Warenwerten behandelt, anknüpfende Kritik mit keinem Wort erwähnt wird. Obwohl da Einwände erhoben sind, deren Gewicht schlechterdings auch vom Marxschen Standpunkt aus nicht bestritten werden kann. Die Argumentation läßt sich am einfachsten dahin zusammenfassen: daß, wenn das von Marx in der oben skizzierten Weise aus dem angeblich im Austauschverhältnis mitenthaltene Gleichheitsverhältnis abgeleitete Gesetz der Arbeitsäquivalenz in der

kapitalistischen Wirtschaftsordnung eine reale, kausal begründete Geltung haben soll, ein Nachweis dieser Geltung nur durch den strikten Nachweis möglich ist, daß die Unternehmer, die ja von jenem Gesetz nichts wissen noch es wollen, es trotzdem in unbewußter Weise bei freier Konkurrenz in der Art ihrer Preisregulierung zur Geltung bringen müssen. So wenig Abweichungen der Preise vom Wertgesetz auf Grund monopolistischer Verhältnisse etwas gegen die Eignung der Marxschen Wertgesetzhypothese zum Ausgangspunkt der ganzen Untersuchung beweisen würden, so stark wird dieser Ausgangspunkt und werden die aus ihm im 1. und im 2. Band gezogenen Folgerungen erschüttert, wenn sich nun zeigt, daß die freie Konkurrenz, der einzige kausale Faktor, durch den eine jener Annahmetendenziell entsprechende Preisregelung in der kapitalistischen Wirtschaft überhaupt durchgesetzt werden könnte, ständig und allgemein, statt auf die Proportionalität der Marktpreise und Arbeitsgrößen der Waren, umgekehrt notwendig auf deren Disproportionalität hinwirkt. Der Leser, der nicht schon anderweitig über diesen, auf die Notwendigkeit einer weitern theoretischen Umbildung des Marxschen Systems hindeutenden Streitpunkt orientiert ist, erhält durch das Verschweigen ein verschieftes Bild.

Im übrigen ist durchaus anzuerkennen, daß die gerechte Bewunderung für die Größe seines Helden der Unbefangtheit des Mehringschen Urteils keinen Abbruch tut. Mehrings Liebe macht ihn nicht blind gegen die auch dieser glänzenden Erscheinung anhaftenden Schattens, gegen das Unrecht, zu dem Marx durch eine mißtrauische, von den trüben Erfahrungen des Exils genährte Schärfe hier und da verfuhr wurde. Besonders eingehend wird unter diesem Gesichtspunkt die Stellungnahme Marx' und Engels' gegenüber Lassalle, hinter dessen Eitelkeiten trotzdem ein enthusiastisch starker Wille glühte, wie gegen dessen hochbegabten Nachfolger Schweitzer und in den letzten Zeiten der Internationale gegen den so schwer verdächtigten, doch bei aller Phantastik moralisch unanfechtbaren Bakunin erörtert. Überhaupt ist auf die Darstellung der Persönlichkeiten, Beziehungen und Umtriebe in der verwickelten und hinter dem Glanz der Idee so weit zurückbleibenden Geschichte der Internationale große Sorgfalt verwendet.

Auch die Irrtümer, denen Marx und Engels bei Beurteilung der internationalen Verhältnisse, ja auch der Anfänge deutscher Arbeiterbewegung gelegentlich unterliegen (deren Lassallescher, den Eisenachern geistig ebenbürtiger Zweig ihnen immer im Licht rückständiger Sektenbewegung erschien), werden ausführlich beleuchtet.

Sehr eigenartig berührt heute inmitten des ausgeweglosen Weltkriegsjammers die Unbedenklichkeit, mit der Marx und Engels nicht weniger als Lassalle kriegerische Verwickelungen als wünschenswerte fördernde Faktoren der von ihnen erstrebten Umwälzungen in Rechnung stellen. Unter den von Marx verfaßten Adressen der Internationale berührt die im September 1870 erlassene heute am aktuellsten, die in flammenden Worten dagegen protestiert, daß der Verteidigungskrieg gegen Napoléon III. nach dem entscheidenden Sieg von Sedan als Eroberungskrieg zum Zweck der Annexion von Elsaß-Lothringen fortgeführt werde. Eine Annexion französischen Gebiets habe, schreibt er, »zur gewissen Folge, daß Deutschland entweder der offenkundige Knecht russischer Vergrößerung werden oder nach kurzer Rast für einen neuen defensiven Krieg rüsten muß, nicht zu einem jener neugebackenen *lokalisierten* Kriege sondern zu einem Rassekrieg gegen die verbündeten Rassen der Slawen und Romanen«. Die Jugendjahre, die achtundvierziger Bewegung, das Londoner Exil, in dem Friedrich Engels', des treuen Freundes, Sorge die Marxsche Familie über Wasser hielt und Marx ermöglichte die gewaltigen Arbeiten für das Kapital zu bewältigen, die Reibungen der Emigrantenkreise und der unerschütterliche Marxsche Wirkungstrieb und Blick ins Weite ziehen am Leser vorüber: das Bild tragischen, in allem schwersten Leiden von der Begeisterung für die Sache kraftgestählten Heldentums, eines prometheisch ringenden Freiheitsinns, den schon der Jüngling programmatisch im Vorwort seiner offiziellen Doktorarbeit in feurigem Hymnus verherrlicht hat.

Das Buch trägt nicht nur in dem ebennmäßig klaren und schönen Fluß der Sprache, auch in der gereizten Art der diesmal vornehmlich gegen Kautsky und Rjasanow gerichteten Polemik das Mehringsche Gepräge. Gewidmet ist es Klara Zetkin, die dabei als »Erbin marxistischen Geistes« bezeichnet wird.

Eine sehr erfreuliche, in ihrer Kürze wie Diederichs in dieser Rundschau (in diesem Band, Seite 107) schon besprochenes Marxbrevier an weite Leserkreise sich wendende Publikation ist Robert Wilbrandts Bändchen Karl Marx in der rühmlich bekannten Teubnerschen Sammlung Aus Natur und Geisteswelt. Hier spricht ein deutscher Professor, der sich dem Eindruck des Marxschen Werks ganz unbefangen, ohne alle traditionellen Professorenvorbehalte überlegenen Besserwissenwollens hingegeben hat. Allerdings, jene pedantisch absprechenden Zensuren, mit denen man von dieser Seite her früher, da Roscher noch als eine Art führenden Geistes galt, Marx zu traktieren liebte, sind ja nun freilich lange schon aus der Mode; man hat gemerkt, daß man auf diese Weise sich nur selber lächerlich machte, und nahm die Miene erlesener Objektivität an, die ihre Widerlegungsversuche wohl auch mit gelegentlichen Komplimenten vor der Genialität des Gegners in der und jener Hinsicht verbrämte. Und hier und da ward auch ein Laut der wirklichen Bewunderung hörbar. Aber Wilbrandt hat nicht nur ein Augenmaß für die intellektuelle und die, namentlich von Sombart hervorgehobene darstellerisch-künstlerische Seite der Marxschen Leistung, er sieht und er verehrt in ihm vor allem auch den Menschen, der seine Kraft, restlos sich hingebend, in den Dienst der Menschheit, der Gattung und ihrer Entwicklungsziele gestellt hat. Und dieses ehrliche Empfinden, das ja allen Stützen der von Marx mit solcher Leidenschaft bekämpften heutigen Gesellschaftsordnung als eine Art blasphemischen Frevels scheinen muß, bringt er zu rückhaltlosem, jeden Kompromiß verschmähenden Ausdruck. »Marx wird«, so sagt er auf den letzten Seiten, »zum Kritiker unserer Gesellschaft und der Wissenschaft vor ihr. Und von vornherein wirkt das Verpflichtende in ihm: Wie er für die Sache, für die Befreiung der Unterdrückten lebte; das ergibt das schlechte Gewissen in allen denen, die nichts davon in sich haben und Marx darum instinktiv hassen und an seinen Irrtümern kleben. Seine Persönlichkeit scheidet die Menschen.« Der tiefe Idealismus des Freiheitskämpfers, der in des jungen Marx Aufsätzen in der Rheinischen Zeitung und in den Deutsch-Französischen Jahrbüchern sich ausspricht, die an Gedankenkreise deutscher Philosophie gemahnen, zieht sich



als Unterströmung auch durch all sein späteres Wirken, mit so unbarmherziger Feindschaft er auch überall wider ideologische, unkritische Illusionen zu Felde zieht. Ein Überblick über die einschlägige Literatur leitet das warme, in seiner knappen Beleuchtung gehaltreich anregende Büchlein ein.

Von Max Beer, dem Verfasser der verdienstlichen Geschichte des Sozialismus in England /Stuttgart, Dietz/, erschien zur Hundertjahrfeier eine Monographie Karl Marx /Berlin, Verlag für Sozialwissenschaft/, die nach kurzem Überblick über die Entwicklung und Lebensschicksale im Schlußkapitel von dem Marxschen System handelt und den Hauptinhalt des Kapitals ausführlicher rekapituliert. Einige eingestreute Bemerkungen reizen allerdings zu starkem Widerspruch. So, wenn der Verfasser den 3., von Marx nicht mehr für den Druck bearbeiteten, Band des Kapitals unbegrifflicher Weise für »viel wissenschaftlicher« als den 1., das in allen Gliedern vom Strom einer unvergleichlichen Lebendigkeit des Denkens durchpulste Meisterwerk, erklärt. Oder wenn er gar vorschlägt die Marxsche Werttheorie einer richtigen Eisenbartkur zu unterwerfen, nämlich »Arbeitskraft, Maschinerie, Verwandlung der Rohstoffe und Organisation, alle zusammen als Quelle des Wertes zu erklären, und obendrein versichert, daß »eine derartige Annahme mit allen logischen Schwierigkeiten der Marxschen Theorie ein Ende machen würde«. Was wohl dem Sinn nach darauf hinauskommt, daß sich die Mängel jener Theorie am einfachsten durch den Verzicht auf jede Theorie und die von ihr geforderte Herausarbeitung eines präzise formulierten Wertbegriffs lösen ließen.

**Neuausgaben** In der Sammlung Der Rote Hahn /Berlin, Verlag der Aktion/ erschien ein Neudruck aus den seinerzeit von Paul Lindau publizierten Jugendtagebüchern Ferdinand Lassalles. Nur die Aufzeichnungen des Leipziger Handelsschülers, nicht die vorangehenden des Breslauer Gymnasiasten sind mitgeteilt, doch ohne daß der Leser über die Gründe dieser Beschränkung etwas erführe oder auch nur auf die Existenz der früheren Tagebücher aufmerksam gemacht würde. Was schwerer ins Gewicht fällt: Es fehlt auch jeder, das Bild des ungebärdig-hochmütigen Jungen durch einen vergleichenden Aus-

blick auf die Züge des spätern großen Agitators und Freiheitskämpfers ergänzende Hinweis, der bei solchen Lesern, die mit der Persönlichkeit des Mannes nicht schon näher vertraut sind, erst ein lebhafteres Interesse für diese, an sich ziemlich unerfreulichen Dokumente grüner Jugendjahre wecken könnte.

**Kurze Chronik** Die sozialistische Akademie in Moskau, die die Sowjetregierung errichten will, wird in eine wissenschaftlich-akademische und in eine Unterrichts- und Bildungssektion eingeteilt. Im *Palast der proletarischen Kultur* wird eine Fakultät für soziale Wissenschaften eingerichtet, die den Titel Fakultät Karl Marx führen soll. ◊ Die Gründung einer preußischen Forschungsgesellschaft für Landwirtschaft ist beschlossen worden, die nach dem in der Gründungsversammlung vom Landwirtschaftsminister entwickelten Programm den Zweck hat die heimische Landwirtschaft durch Pflege der landwirtschaftlichen Wissenschaften, insbesondere durch Errichtung und Unterhaltung von Versuchs- und Forschungsanstalten weiter zu fördern und dazu beizutragen, daß Deutschland in seiner Ernährung von der ausländischen Zufuhr möglichst unabhängig werde. ◊ Der Universität Frankfurt ist von Frau Flörshcim eine Stiftung von 200 000 Mark zugewendet worden, von der die Hälfte zugunsten des Instituts für Wirtschaft bestimmt ist. ◊ Im Anschluß an das Deutsche Kriegswirtschaftsmuseum zu Leipzig sollen Studienstellen für Studierende sowie für Gelehrte und Schriftsteller zum Zweck der bessern Ausnutzung des in Museen und Archiven lagernden Materials ins Leben gerufen werden. ◊ An der Universität Leipzig hat sich Ernst Schultze für Nationalökonomie und Sozialwissenschaften habilitiert. Schultze war in der Studentenbewegung an der Berliner Universität in der ersten Hälfte der neunziger Jahre hervorgetreten. Später, nach Beendigung seiner Studien, ging er nach Hamburg, wo er die Öffentliche Bücherhalle leitete. Er hat Studienreisen ins Ausland gemacht und kennt namentlich die beiden angelsächsischen Weltreiche genauer.

**Literatur** Aus des verstorbenen Hallenser Professors Johannes Conrad mehrbändigem und vielgelesenem Grundriß zum

Studium der politischen Ökonomie /Jena, Gustav Fischer/ ist vom 4., die Statistik behandelnden Band der 1. Teil, von A. Hesse bearbeitet, in neuer Auflage erschienen. Der Darstellung der Geschichte und Theorie der Statistik folgt im 2. Abschnitt die der Bevölkerungsstatistik, die der Verfasser unter die beiden Hauptrubriken des Bevölkerungszustands und der Bevölkerungsbewegung gliedert. Der Herausgeber hat, soweit der Krieg es zuließ, die Zahlen bis zum Kriegsbeginn fortzuführen und zu verwerten gesucht. ◊ Das Buch des Freiburger Nationalökonom Robert Liefmann Kartelle und Trusts /Stuttgart, E. H. Moritz/ liegt jetzt bereits in 3., vermehrter Auflage vor. Die Verbreitung, die diese Arbeit gefunden hat, ist wohlverdient. In klarer und einfach gegliederter Schilderung, die offenbar zugleich von gründlichster Vertrautheit mit dem Detail der weitverzweigten und in ständigem Fluß befindlichen Entwicklung getragen wird, erhält der Leser einen Einblick in Wesen, Entstehung, Formen und Taktik der Kartelle, ihre Entwicklungstendenzen, ihre Wirkungen auf die Abnehmer und Händler und die Besonderheit des amerikanischen Trustwesens; Exkurse und Illustrationen an Einzelfällen verlebendigen das Ganze. Etwa ein Drittel des Bandes (100 Seiten) ist in der neuen Auflage durch Einbeziehung der neuesten Erscheinungen, insbesondere der Rolle, die die Kartelle in dem Weltkrieg spielten, hinzugekommen. Das 5., die Weiterbildung der volkswirtschaftlichen Organisation unter dem Einfluß der Kartelle und Trusts behandelnde Kapitel schließt mit einer vergleichenden Betrachtung des Konkurrenz- und Monopolprinzips unter den heutigen Verhältnissen ab, das 6. und letzte erörtert Fragen der staatlichen Regulierung des Kartellwesens. Daß dem Krieg eine Periode weitgehender Verstaatlichung der Kartelle folgen werde, hält der Verfasser bei den enormen finanziellen Mehrbelastungen, die der Staat dann ohnehin zu tragen haben werde, weder für wahrscheinlich noch für wünschenswert. Wie man sich immer seinem Standpunkt gegenüberstelle, jedenfalls sind hier, wo er festen Boden unter den Füßen hat, die Ansichten, im Gegensatz zu seinem neuen, in dieser Rundschau (1917 III, Seite 1145 ff.) besprochenen theoretischen Versuch, in faßlich klarer, vollkommen prägnanter Weise formuliert.

## KUNST

### Bildende Kunst / Lisbeth Stern

**Waske** Das Gute und Nichtgute, das wir bisher an Erich Waske kannten, wiederholte sich auch in seiner letzten Ausstellung bei Neumann in Berlin. In seinen Landschaften steckt ein ehrliches Pathos. Sie haben eine besondere Art durch die Kompaktheit und Erdigkeit, mit der die Wolken und das Licht behandelt sind, als seien sie von der selben Konsistenz wie Berge und Wasser. Diese trüben lila und braunen Massen, durch die das Licht mit schwerem Ockergelb hindurchschießt, geben ihnen eine gewisse Größe. Aber die Seele dieses Malers drängt nach geistigeren Entladungen, und sie sucht hierfür das Figürliche. Waske malt Mann und Frau an der stürmischen See in enger Umschließung. Hier fehlt ihm aber ganz und gar die Gestaltungskraft. Und vor dem Menschen, seiner Struktur und seinem Organismus sitzt uns doch zu viel Respekt im Leib, um ihn als nur lyrisches Ausdrucksmittel gutwillig hinzunehmen. Es sind alles nicht lebenskräftige Wesen, die er da zeugt. Auch mischt sich in Waskes Art dann und wann eine Art böser Kitsch hinein. Nur in seinen Landschaften ist er ganz und gar frei davon.

**Berliner Ausstellungen** Die zweite Pechstein-ausstellung in den Gurlittschen Räumen war geschlossener und schöner als die erste. Alle diese Bilder sind aus Palau, einer Südseeinsel. Die Klarheit der Farbe dort, die Sicherheit und Freiheit der Bewegung der Eingeborenen wie auch die Ruhe ihres Lebens: alles ist mit der kindlichen Lebhaftigkeit und der Hitze aufgenommen, die Pechstein eigen ist. Die einzelnen Bilder sind wieder nicht zu ihrer letzten Reife gebracht, aber gerade das Gesamt zeigt seinen offenen und freien Blick. Auf einem blaßgrünen Bild, genannt Die Palaufrauen, ist die Komposition wieder ganz besonders ruhig und klangrein. Von hier direkt herüber in die anderen Räume Gurlitts, und man erschrickt über die Zerrissenheit der Fläche, besonders in der großen Corinthischen Komposition. Nur in den hinteren Räumen, in denen Landschaften aus den vierziger Jahren hängen, findet man sich wieder zurecht, und dies allein durch ihre Ruhe und Getragenheit, obschon die Weltanschauung und das Raumgefühl, aus dem sie ge-

wachsen sind, so grundverschieden sind. Wie anders deren Raumgefühl: Stellt man sich zum Beispiel auf das kleine Rottmannsche Bildchen ein wenig ein, dann scheint sich der Bildraum zu öffnen; und vielleicht mit dem selben Entzücken wie Rottmann selbst fühlt man das Phantasiebild, das er malte, den weiten Raum mit allen seinen Bewegungen, und wie Luft und Licht ihm nachgeben und sich anschmiegen, immer von der Vision getragen, daß man selbst mitten drin dort ginge oder stünde. All dieses ist bei unserer jetzigen Kunst ein Unding, und darin scheint mir ein ganz wesentlicher Unterschied zu liegen. Ihre Bilder sind gar nicht nachgemalt nach dem Phantasiebild sondern auf der Leinwand direkt entstanden. Es ist, als wenn hier die Phantasie nur in den Dimensionen der Ebene wirkte, so daß das Bild nichts von einem Abbild oder von einer Übertragung in sich trägt, sondern es ist ein Lebewesen anderer Gattung. Diese Auffassung hat natürlich in ihrer Stil- und Materialreinheit unendlich viel für sich. Doch würde ich mich scheuen sie als Prinzip aufzustellen.

Ausschließlich in diesem Sinn konzipiert sind offenbar die Kandinskys in der Sturtausstellung. Sie sind schön und fein gefühlt, mit sensitiven Sinnen, und doch lassen sie mich kalt und unbeteiligt. Besonders wenn daneben Chagall hängt. Chagall ist, wenigstens in seinen früheren Bildern, so ganz naturkräftig, daß kaum die Richtung zu fassen ist, in der die Kräfte schießen. Alles macht er sich untertan, und alles ist ihm Stimme, die Farbe, und die Striche ebenso wie Ding und Handlung. Auf dem einen Bild der Geburt, auf dem die Hebamme mitten in dem schwarzen Himmelbett steht, kriecht der Mann voller Grausen unter dem Bett hervor. Was hier packt, ist gerade die Kraft des Erlebens, des ganz nahen und unmittelbaren. Eigentlich sehe ich in diesen Bildern wenig Beziehung zu dem, was sonst der Sturm propagiert hat.

**Dülberg** Einen neuen Sinn hat für mich aber diese Kunst, die nur mit Farben und gegenstandslosen Formen operiert, durch die Dekorationen bekommen, die Ewald Dülberg für die Merlinaufführung in der Berliner Volksbühne gemacht hat. Der Hintergrund in Horizonthöhe schließt sich durch eine Kette von Dreiecken und Halbkreisen, seitlich ist die Bühne eingefast durch eine dunkle Eingren-

zung in der Art eines Bündels in die Höhe geschossener Stämme, und der Vordergrund ist meist durch verstellbare geometrische Blöcke eingeteilt. Nur in den Waldszenen hat Dülberg sich mit einer Stilisierung der Bäume geholfen, die nicht recht befriedigt. Sie schwebt zwischen den wirklichen Dingen und jener Welt. Die Dinge haben den Reiz der Wirklichkeit verloren und sind doch wieder noch zu dinglich, um nur als Hintergrund zu wirken. Ob es nicht anginge den Wald in der Art zu gestalten, wie dies etwa Marc tut, mit den schießenden grünen Lichtpeilen? Um so schöner und strenger sind aber die anderen Szenen, die immer neue lebendige Zusammenfassung bekamen durch das wechselnde farbige Licht, das gerade in seinen psychischen Einwirkungen außerordentlich gut gewählt war. Und hier nun gerade als ein solcher Untergrund für Handlung und Wort zeigt diese Art Kunst eine ganz außerordentliche und fabelhafte Kraft mit unendlichen neuen Möglichkeiten. Wenn man zu Anfang dieser neuen Theaterwelt mit etwas freudigem Erstaunen zusah, so überwog schließlich ein sicheres Gefühl von Ruhe und selbstverständlicher Einfachheit. Man empfand dann die Dekorationen nur noch als eine Art Fundament, das den Geist der Szene trug, und den man mitfühlte, ohne ihn direkt zu sehen. Mir tat es leid dieses gerade an dem so sehr gedanklichen Immermann zu sehen. Um so mehr freue ich mich auf Strindberg, und auch Barlach, wo der Zusammenhang ein viel restloserer und innerlicherer sein müßte. Wie schön könnte man sich auch Kullissen derart zum Beispiel zu Wagners Tristan denken, überhaupt zu mancher Musik. Wie und wo die Grenzen für diese Dekoration sich ziehen werden, läßt sich noch nicht sagen. Vorläufig scheint mir ein Versuch psychologisch-naturalistische Stücke wie Ibsen in diesem Sinne auszudeuten aussichtslos und unfruchtbar; aber man muß abwarten. Was der Dekoration noch einen ganz besondern Reiz gab, war die fabelhafte Raumwirkung, die sie erreichte; zum Beispiel in der Szene mit dem Sternenhimmel und dem leicht angedeuteten hellen Nebelkranz im Zenith. Es bestätigt sich mir damit eine alte Erfahrung: Je weniger stark die Körperlichkeit der Dinge betont ist, um so stärker ist die Raumwirkung. Vielleicht darum, weil wir uns bei der Raumauffassung immer in der Raummitte fühlen und

das ganze Gewebe des Raumes auf uns zu gerichtet, während beim Auffassen der Körper die Dinge einzeln und außerhalb unser stehen und die Tiefendimension ihnen mehr anhaftet als eine Eigenschaft von ihnen. Auch um ihre Körperlichkeit und das Maß ihrer Tiefe aufzufassen, müssen wir es von uns aus mühsam in die Tiefe hinein ablesen, während der Raum immer als Ganzes auf uns zu wirkt. So lag die Größe des Raumgefühls hier ganz wesentlich an den wenigen ungliederten Gebilden, die eigentlich nur als teilende Glieder in die Komposition eingriffen. Etwas sprach wohl auch der niedrige Horizont mit, vor dem die Schauspieler größer als sonst erschienen. Aber zu dieser etwas körperleeren Raumwelt der Dekoration schien die Körperlichkeit der Schauspieler mir gar zu sehr betont. Die Schlagschatten, die die Scheinwerfer gaben, waren wohl in rein äußerlich malerischer Wirkung groß, aber sie schienen mir nicht hineinzupassen. Ein verstreutes Licht, das scheinen könnte, als trügen die Körper das Licht in sich, würde mir richtiger vorkommen.

In der zweiten Kayßlerschen Aufführung, in Shakespeares Maß für Maß, war die Dekoration vor allem in szenischem Sinn interessant. Zum erstenmal in Berlin wurde das ganze Shakespeare'sche Stück in der selben Szenerie gespielt. Die Bühne war rings durch eine hellbraunrote niedrige Wand mit mehreren symmetrisch verteilten Eingängen begrenzt, die jedesmal durch verschiedene Vorhänge oder Hintergründe die Szenen, wie Gefängnis, Gerichtssaal oder Marktplatz, markierte. Zum mittlern portalartigen Zugang führten einige Stufen, um der Gruppierung der Schauspieler mehr Abwechslung und Übersicht zu geben. Auf dem niedrigen Dach der umrahmenden Mauer standen das Volk und auch die Personen, die gerade außerhalb der Handlung waren, wie einmal der Herzog als heimlicher Zuschauer. Diese Vereinfachung der Szenerie hielt den Zuschauer in erstaunlich festem Konnex mit dem Stück. Die Phantasie konnte nicht auseinandergezogen werden sondern mußte sich geschlossen um das eine Zentrum bewegen; um die in der Handlung und im Wort lebenden Menschen.

**Totenliste** 83 Jahre alt starb am Pfingstsonntag in Berlin der Kupferstecher Wilhelm Grolman, der Bibliothekar

der Akademie der Künste und des Vereins Berliner Künstler.

Der Dresdener Maler Adolf Fischer-Gurig ist Ende Mai im Alter von 58 Jahren gestorben. Er war Schüler Karl Ludwigs, Impressionist, stellte zuletzt besonders Landschaften aus seiner Heimat aus.

Der Tiermaler Richard Friese starb Anfang Juli in Berlin, im Alter von 64 Jahren. Zu seinen Hauptwerken gehört das Löwenpaar in der Dresdener Galerie.

Im Stettiner Lazarett starb im Juli der Worpsweder Hans am Ende infolge einer Verwundung, die er als Hauptmann bei einem Sturmangriff erlitt. Hans am Ende gehörte in die Gruppe der Worpsweder, die im Jahr 1895 zum erstenmal im Münchener Glaspalast ausstellten. Das Gemeinsame gab ihnen das Worpsweder Land, das sie sich als Heimat gewählt hatten. Es war ihnen zum Sinnbild für schweres, niederdeutsches Wesen geworden: einfach, weitläufig und ernsthaft durch die schwarze Farbe ihres Moorgrunds. Hans am Ende war in Trier geboren und hatte in München studiert; seit Ende der achtziger Jahre war er in Worpswede. Seine Auffassung der Landschaft dort war verhältnismäßig heiter und hell; meist Birkenbestand mit Durchblick ins Ferne. Ein inniges und geordnetes Einfühlen ins Land ist wohl das Wesentliche an ihm.

Der Historienmaler und künstlerische Leiter der Fliegenden Blätter Hermann Schneider ist Ende Juli in München im Alter von 72 Jahren gestorben. Die Fliegenden Blätter, die wohl von den siebziger Jahren an das erste Witzblatt Deutschlands waren, muten heute wie das ganz ausgedörrte Leibchen irgendeines kleinen Insekts an, dem man kaum mehr anmerkt, wann und wie es leben konnte. Und dabei war es vor einer Generation noch so voll Blut wie eines. Alles, was die bürgerliche Gesellschaft zu erleben hatte; die faux pas der Parvenus, die Zerstreutheiten der Professoren, Schwiegermütter, alte Mädchen, Offiziere, alles fand sich wieder in den Fliegenden; aber nicht etwa im Sinn einer Satire sondern im guten und frommen Glauben an diese Gesellschaft. Kaum ein schlagenderes Dokument könnte es dafür geben, wie unsere Zeit eine andere geworden ist, als die jetzige Mumienhaftigkeit der Fliegenden Blätter.

In Bad Kreuznach starb am Herzschlag

der Bildhauer Hugo Cauør im Alter von 53 Jahren. Er stammte aus der bekannten Dresdener Bildhauerfamilie. Aus seiner Werkstatt gingen vor allem Grabdenkmäler hervor.

**Kurze Chronik** Das preußische Staatsministerium hat jetzt die Mitglieder und Stellvertreter der neuen Sachverständigenkommission bei den Berliner Museen für die Zeit bis 1921 ernannt: für die Gemäldegalerie die Kunsthistoriker Friedländer und Goldschmidt, als Sammler James Simon und Oskar Huld-schinsky, Stellvertreter der Sammler Ed. Simon, Konrad Böse und Gustav Richter; für die Bildwerkesammlung des Kaiser Friedrich-Museums Generaldirektor von Bode, die Kunsthistoriker Sorre und von Falke, als Sammler Benoit Oppenheim, Stellvertreter Friedländer und Goldschmidt; für die Antikensammlung die Archäologen Wie-gand, Trendelenburg und Preuner, zu Stellvertretern der Architekt Schwech-ten, die Bildhauer Janensch und Götz, der Archäologe Dragendorff; für das Kupferstichkabinett Friedländer und Goldschmidt, als Sammler der Präsi-dent des Reichsversicherungsamts Kauf-mann, als Stellvertreter die Sammler Julius Model und Paul Davidsohn, der Maler Reinhold Lepsius. ◊ Zu der Ausstellung im Münchener Glas-palast, die am 1. Juli eröffnet wurde, hatten sich wieder die Münchener Künst-lerschaft, die Sezession, die Luitpold-gruppe, die Vereinigung bayrischer Künstler zu einer Gesamtveranstaltung zusammengetan. Den verstorbenen Ma-lern Toni von Stadler, Toby Rosenthal, Papperitz, August Splittgerber waren Gedächtnisausstellungen gewidmet. ◊ Die Berliner Freie Sezession widmet den Künstlern des neutralen Aus-lands besondere Ausstellungen. Im August wurden die Werke holländischer Künstler ausgestellt: G. H. Breitner, Isaac Israels, Floris Verster, J. Toorop, J. Thorn-Prikker, A. von Konijnenburg, B. van der Leek und P. Mondrian. ◊ Goltz in München veranstaltete eine Ausstellung, in der die Entwicklung des modernen Holzschnitts, etwa von Beardsley bis zu unseren Modern-sten, gezeigt wurde.

**Literatur** In der Teubnerschen Sammlung Aus Natur und Geisteswelt gibt Ernst Cohn-Wiener in 2 kleinen Bänd-

chen einen kurzen Überblick über die Entwicklungsgeschichte der Stile in der bildenden Kunst. In dem Vorwort betont er, daß die hellenistische Kunst letzten Endes in ihren Zusammenhängen von Furtwängler und die Renaissance von Wölfflin klargelegt sei, daß aber für die anderen Stilgebiete, speziell für das Mittelalter, die Untersuchungen noch fast ganz fehlen. Cohn-Wiener führt seine Stilbestimmungen in erster Reihe an den Zweckkünsten, das heißt an der Architektur und dem Kunstge-werbe, aus, weil in ihnen der Zusammenhang mit dem ganzen Wollen der Zeit am unmittelbarsten spricht. Er sieht (Schlußkapitel) in der Entwickelung der europäischen Kunst wie auch in der Gesamtgeschichte 3 große Wellen. Wenn auch der Fluß der Entwicklung stetig ist, so ist doch in den großen Perioden, dem Altertum, dem Mittelalter und der Neuzeit, jedesmal eine Art Neuanfang in der Kunst, und er glaubt, daß wir jetzt auch an einem solchen Wendepunkt stehen. Diese großen Stilwellen sind, wenn auch in Gesinnung und Gefühlsfärbung mannigfach unterschieden, in ihrem Verlauf erstaunlich parallel. Immer fangen sie mit einer rein tektonischen Kunst an, das heißt mit Bauwerken, die aus einem bestimmten Zweck entstanden, und bei denen der Zweck auch die Lösung der Aufgabe bestimmt. Das sind der dori-sche, der romanische und der Stil der Frührenaissance. Abgelöst wurde er dann durch bewegtere Formen, die den streng begrenzten Innenraum mit seinem Umher durch Türe und Giebel verknüpften, wie im Römischen und Go-tischen, in der Hochrenaissance, bei denen dann die senkrechte Linie die horizontale der einfachen Wandfläche verdrängt, bis dann schließlich der Raum sich löst und in rhythmischem Nacheinander eine Form die Bewegung der andern aufnimmt. Und dieses Barock wiederholt sich in den 3 Stilwellen in erstaunlich ähnlicher Weise. Cohn-Wiener erinnert an die Gleichheit der gedrehten Säulen bei den Römern, der Spätgotik und den Barockbauten. Die Fragen, die sich da aufdrängen, sind natürlich mannigfach. Vor allem: Wie seltsam ist die Gebundenheit des einzelnen Künstlers, der trotz aller indivi-duellen Bewegungsfreiheit nicht aus dem herauskann, wie seine Zeit sich zu die-sen ganz einfach primären Momenten des Anschauens und Fühlens stellt, wie die tragende Kraft zur Basis der Erde

empfundene ist, wie der umschließende Raum in das Kunstwerk greift, wie die tragende und die lastende Kraft sich verhält, und ähnliches mehr. Ferner die Frage: Woher diese Periode? Ist der Zusammenhang mit Sozialem vielleicht ein notwendiger? Die tektonische Kunst entstand immer in Gemeinschaften, die in engerer Zusammengehörigkeit lebten; für die Gemeinschaft wurde gebaut, sie war Auftraggeber und Ausführer. Das Auseinandergleiten der Stände ergab natürlich, daß die Kunst Besitz der Wohlhabenden wurde und sich in diesem Sinn differenzieren mußte. Cohn-Wiener erinnert daran, daß das Mittelalter mit einer Umwälzung wie die Völkerwanderung begann, und er meint, unser Krieg könnte ebenso eine neue Stilwelle einleiten. Daß die *Neuzeit*, die mit der Renaissance einsetzte, sich erschöpft hat, ist klar, und Cohn-Wiener zeigt gut, daß alle die Anläufe, die zum Beispiel das Empire macht, um zum Einfachen zurückzukommen, doch nicht die Einfachheit des tektonischen Stils waren; das lose Verhältnis zum Beispiel der Möbel zu ihrer Stehfläche war kaum geändert, man konnte es als Änderung einer Mode auffassen, die ihr Neues nur in einem Widerspiel sucht, ohne an dem gemeinsamen Angelpunkt etwas zu ändern. Hypothesen wie diese haben immer Bestechendes. Aber gleichzeitig melden sich auch die verschiedensten Einwände. Zum Beispiel sehe ich die Parallele mit der Renaissance nicht unbedingt. Der Umschwung war nicht ohne weiteres ein sozialer. Wenn auch Soziales wesentlich dabei war, so doch nicht mehr als zum Beispiel in der französischen Revolution, die in der Kunst keine so ganz grundlegende Änderung mit sich brachte. Auch scheint mir das Tektonische in der frühen Renaissance nicht so zum eigentlichen Stil geworden wie im Romanischen oder Dorischen, ich sehe es mehr als eine kindlich schnell überwundene Vorstufe zur Hochrenaissance und das Verhältnis dieser beiden zu einander absolut anders als das der Romantik zur Gotik. Und ob unsere Gegenwart eine solche Stufe ist? Ob unsere Einfachheit, unsere Flächen- und Raumstrenge mehr als eine Kunstmode ist: wer kann das wissen? Sollte der Krieg mit einer Sozialisierung enden, dann könnten die neuen Bauten des Staates vielleicht jenen Stil tragen, den Cohn-Wiener meint; ohne das würde ich es aber kaum glauben.  $\diamond$  Das Buch Fritz Burgers Einführung in die

moderne Kunst /Berlin-Neubabelsberg, Athenaiion/ will eine solche Einführung auf anderem Weg geben als wir sie sonst kennen. Meist sucht man doch hierbei von allem einzelnen Distanz, so daß sich nicht durch allzu große Nähe die Größenverhältnisse schlimm verschieben können und die Zusammenhänge unklar werden. Aber Burger steht mitten drin und will es nicht anders. Alle die Umwälzungen des Weltbilds, die mit einer so neuen Kunst zusammenhängen, fühlt er auch in sich. Er sieht ausschließlich die gigantischen Möglichkeiten, die dieses Neue in sich trägt, und nicht, wie ein Historiker, das in der Erscheinung Reifgewordene. Burger fühlt als Künstler, ausschließlich ausgefüllt von dem, was er sehen will, so daß man sein Werk mehr als Zeitdokument denn als ein kritisch historisches lesen muß. Das Buch ist entstanden, als Burger im Garnisondienst stand, und die letzten Seiten kurz vor seinem Tod vor Verdun, wie Brinkmann in einem Nachwort berichtet. Burger sieht den nordischen Geist, der letzten Endes mit dem orientalischen verbunden ist, als die Wurzel der modernen Kunst an, und dieser neue Geist soll jetzt über die Renaissance hinweg eine neue Geistesverbindung mit Frankreich schlagen. Der nordische Geist drängt zu seiner sinnlichen Geburt, aber nicht, indem er Dinge und Begebnisse formt, sondern indem er selbst vorläufig als ungeformte Energetik erst seine Erscheinungsform sucht. Burger selbst ist einer, der mit dem Chaos ringt, der nur den Weg fühlt, den der neue Geist sucht, aber keinen Ort sieht, wo er wohl rasten könnte, alles nur mehr Wille, Energie und Kraft. Dieses Vorwärtstasten, in dem Wille, Verstand, Sinne und Geist eng verschlungen sind, das immer nur das Ganze zu erfassen sucht, gibt wohl den gesteigerten Propheten, in dem jetzt alle moderne Kunst spricht. Besonders interessant ist übrigens das Buch durch die sehr zahlreichen Bilder, die eingestreut sind, ohne irgendwelchen chronologischen oder stilistischen Zusammenhang, wodurch das Buch ein sehr lebendiges Gepräge bekommt.

## KULTUR

Landwirtschaft / Konrad Adelman

Schulz

In Arthur Schulz, dem langjährigen Bearbeiter dieser Rundschau, verlor das deutsche öffentliche Leben einen Mann

von ungewöhnlicher Lauterkeit der Gesinnung, einer Sachlichkeit, die tief in seinem ganzen Wesen begründet war. Was der Sozialismus und im besondern die Sozialistischen Monatshefte an ihm verloren haben, ist hier schon dargelegt worden (siehe den Artikel Kranolds Arthur Schulz, 1917 III, Seite 1268 ff., sowie die Rundschau Notizen, 1918 I, Seite 570).

Schulzens Tat war es, daß er als Sozialist den Versuch unternahm die Landwirtschaft in unsere wirtschaftliche und politische Gesamtlage einzugliedern, die Aufgaben zu bestimmen, die sie innerhalb des Ganzen zu erfüllen hatte, die Ansprüche und Forderungen zu erwägen, die sie an das Ganze des Volkes im Interesse der Aufrechterhaltung ihrer Lebens- und Leistungsfähigkeit stellen konnte und mußte. Soweit diese Tat theoretisch geschehen konnte, ist Schulz doch mehr oder minder zu einem gewissen Abschluß gekommen. Was die praktische Durchsetzung der daraus resultierenden Forderungen anlangt, steckt allerdings das meiste noch in den Kinderschuhen. Daß dem so ist, das ist nicht Schulzens Schuld. Er hat mit ungeheurem Fleiß und außerordentlicher Zähigkeit daran gearbeitet in der Partei die Kenntnis von dem innersten Wesen der Landwirtschaft, das Wissen um ihre Unentbehrlichkeit zu verbreiten. Wenn er damit über den Kreis der Sozialistischen Monatshefte hinaus nur wenig zu wirken vermochte (und, wo es geschah, fast mehr den Liberalismus als die führenden Schichten unserer Partei beeinflusste), so liegt das in erster Linie an dem, historisch und wirtschaftlich verständlichen, Charakter der Sozialdemokratie, die ja als Partei der Lohnarbeiter begann und emporwuchs, und die sich in erster Linie als Vertreterin der Konsumenteninteressen, insbesondere den *agrарischen Begehrlichkeiten* gegenüber, fühlte. Wenn wir künftig von der einseitigen Opposition und Verneinung hinweg zu einer Politik des Schaffens und Aufbaus kommen wollen, so wird das entscheidend Wichtige sein: vor allem und als Grundlage jedes weitern Produktionspolitik zu treiben. Die Grundlage dafür hat, in Hinblick auf die Landwirtschaft, Arthur Schulz im wesentlichen mitgeschaffen. Ich meine das nun nicht in dem Sinn, daß wir uns jede seiner Positionen und Forderungen zu eigen machen müßten. Damit würden wir am letzten dem dienen, was er wollte, würden wir gerade

am Wertvollsten des Schulzschens Erbes vorbeigehen. Denn er war immer, gerade wegen seiner gründlichen philosophischen Schulung und einer hohen Wertung der Theorie, in erster Linie am Leben in seiner mannigfaltigen, wechselvollen Vielgestaltigkeit, die sich nie an einem Punkt festnageln läßt, orientiert. Er war einer der Jungbleibenden, die sich vom Leben über den Irrtum von gestern belehren lassen. Wenn wir Arthur Schulz nachfolgen wollen, indem wir es unternehmen sein Werk fortzusetzen, dann müssen wir mit der selben Unbefangenheit an die Dinge herangehen wie er es tat, müssen, obgleich Maßstab und Zielsetzung aus unserm Innersten kommt, den Dingen und Verhältnissen in ihrer Eigengesetzlichkeit gerecht zu werden versuchen, müssen die Synthese aus dieser Zielsetzung und der Eigenwilligkeit der Materie erstreben. Nicht unfruchtbaren Theoremen nachjagen und dann sich mit moralischer Entrüstung bekreuzigen, wenn Menschen und Dinge so anders wollen und laufen als die Theorie es vorschreibt oder annimmt; nicht mit billigen Rezepten arbeiten sondern dem Lebendigen nachspüren und auf diesem Weg Lebendiges schaffen.

Wenn ich heute an Arthur Schulz' Stelle die Rundschau für das weite Gebiet der Landwirtschaft übernehme, so bin ich mir der Schwierigkeit dieser Aufgabe nach solchem Vorgänger wohl bewußt. Und ich kann zu Beginn meiner Tätigkeit nicht mehr tun als versichern, daß ich mit bestem Bemühen an die Sache gehe, und muß im übrigen auf die Nachsicht der Leser bauen.

#### Allgemeine Übersicht

Die Rundschau der Sozialistischen Monatshefte im allgemeinen hat die Aufgabe über den augenblicklichen Stand in den einzelnen Gebieten des Kultur- und Wirtschaftslebens auf dem Laufenden zu halten, um auf diese Weise dem geistig Interessierten eine Stütze bei der Stellungnahme zu den einzelnen jeweils akuten Fragen zu sein, ihm das Material zu begründeter Urteilsbildung zu liefern oder nachzuweisen (und so auch im letzten Grund gesinnungsbildend zu wirken: die wichtigste Aufgabe unseres notwendigen geistigen Wiederaufbaus). Das ist auf dem Gebiet Landwirtschaft unter den heutigen Verhältnissen in der Sozialdemokratie, abgesehen vielleicht von auswärtiger und Kolonialpolitik, dringender wohl als für irgendeinen

Zweig des Gesellschaftslebens. Denn unserm Parteigenossen, als vorwiegenden Städter, fehlt in der Regel jegliche Anschauung von den Dingen, um die es sich hier handelt. Das alles ist ihm fremd, von seinem sonstigen Arbeits- und Geistesleben weit abliegend. Und besonders schwer zugänglich ist für jeden Außerhalbstehenden das innere Getriebe der Landwirtschaft, sind ihm ihre mannigfachen Bedingtheiten und Beziehungen, ist ihm nicht zuletzt auch die Motivierung des Handelns des Landwirts, die Berufspsyche. Und doch ist das alles für unser Leben, für die wirtschaftliche und politische Auswirkung von nicht zu überschätzender Bedeutung. Aufgabe der Rundschau Landwirtschaft ist im Lauf der Zeit ein Bild von ihrem augenblicklichen Zustand, den künftigen Möglichkeiten und Wegen der landwirtschaftlichen Produktion zu geben, ihre Stellung im Gesamtwirtschafts- und -volksleben zu zeigen, alle Veränderungen, seien sie ökonomischer oder technischer Art zu registrieren, um auf diese Weise Schätzung und Wertung etwa zu erwartender Veränderungen zu ermöglichen. Bei alledem handelt es sich um tunlichst objektive Darstellung unter Ausschluß moralischer Wertungen. Daß bei dem beschränkten Raum, der zu Gebot steht, es sich verbietet zu sehr ins Detail zu gehen, liegt auf der Hand. Aus diesem Grund und um den einzelnen, der ein weitergehendes Interesse an den Dingen hat, das Material und die Quellen nachzuweisen, wird eine Zusammenstellung wichtiger und aktueller Literatur von Zeit zu Zeit gegeben. Es hätte wenig Sinn, wollte ich heute versuchen auf einmal die Lücke, die durch eine mehr denn 2jährige Unterbrechung entstand, dadurch zu füllen versuchen, daß ich alle Ereignisse usw. während dieser Zeit aufzähle. Dabei könnte dem Leser doch kaum ein anschauliches Bild von den auftauchenden Problemen und Fragen gegeben werden. Und darauf gerade kommt es der Rundschau ja an. Darum behalte ich mir vor auf einzelnes im Lauf der nächsten Zeit zurückzukommen, wobei zweckentsprechend bestimmte Problemgruppen gemeinsam behandelt werden sollen. Dieser Einschränkung ungeachtet, mag eine gedrängte Darstellung der jüngstvergangenen Entwicklung Platz finden, um auf die spätere Behandlung vorzubereiten. Es drängt sich uns dabei zweierlei auf:

Zunächst die Tatsache eines nach allem,

was wir darüber wissen, ziemlich allgemeinen Rückgangs der landwirtschaftlichen Erzeugung, zumindest in allen kriegsführenden Ländern. Ursachen dafür gibt es in großer Zahl. Die umfassendste und wirksamste ist wohl der infolge der völligen Einstellung auf den Krieg immer allgemeiner werdende Mangel an Arbeitskräften, menschlichen sowohl wie tierischen. Das macht sich naturgemäß in erster Linie direkt fühlbar, indem die Bestellung hinter dem Ausmaß in den Friedensjahren wesentlich zurückbleibt (davon ist Deutschland dank einer unglaublichen Anspannung aller Kräfte verschont geblieben, wir haben sogar zeitweise mehr bestellt als im Frieden, leider nicht zugunsten höherer Gesamterträge; dagegen hat in feindlichen Ländern, besonders in Frankreich und in Rußland, vielleicht auch in Nordamerika die angebaute Fläche nicht unwesentlich abgenommen; England wiederum hat eine nennenswerte Ausdehnung seines Ackerareals erreicht) oder nicht mehr sorgfältig genug erfolgen kann, um Höchsternten sicherzustellen. Andererseits macht sich der Mangel an Arbeitskräften indirekt geltend, indem die Herstellung von Produktionsmitteln nicht in dem Umfang betrieben werden kann wie es wünschenswert wäre. Ein eklatantes Beispiel, aber nicht das einzige, dafür ist die Versorgung der deutschen Landwirtschaft mit Stickstoff. Wir wären trotz der Absperrung vom Chilesalpeter technisch in der Lage dieses heute fast wichtigste Produktionsmittel in ausreichender Menge zu erzeugen, wenn wir genug Hände hätten. So aber muß sich die Landwirtschaft mit dem begnügen, was die Munitionstechnik für sie übrigläßt. Daß die Unmöglichkeit der Einfuhr von Produktionsmitteln sehr hemmend wirkt, liegt auf der Hand, besonders auch im Zusammenhalt mit dem eben Gesagten. Sie ist besonders für unsere Viehwirtschaft akut geworden, die von 3 Seiten her in die Enge gekommen ist; Einmal wurde ihr das vom Ausland bezogene Kraftfutter gesperrt; sodann nahm und nimmt die menschliche Ernährung aus eben diesem Grund der Absperrung vom Ausland Stoffe in Anspruch, die sonst als Viehfutter dienten; und zuletzt leidet sie noch unter dem allgemeinen Rückgang der Produktivität und unter deren Ursachen.

Erwägt man diese Momente, dann muß die Leistung der deutschen Landwirtschaft, deren Ertragsminderung unter



der aller kriegführenden Länder, mit Ausnahme Englands, steht, um so bemerkenswerter erscheinen. Praktisch erschwert wurde unsere Lage noch durch die zum Teil abnormen Witterungsverhältnisse, die 1916 eine Mißernte in Kartoffeln, dies Jahr eine solche in Frühkartoffeln brachte.

Angesichts dieser Verhältnisse mußte natürlich das Auftreten neuer Forderungen, wie sie besonders unsere Faserstoffversorgung brachte (aber auch andere Ansprüche sind da, wie vermehrter Ölfruchtbau usw.) die Lage neuerdings zuspitzen. Es entstand die brennende Frage: Was brauchen wir, und was kann der deutsche Boden leisten? Die Lösungen, die dafür heute gefunden werden, können der Natur der Sache nach nicht endgültig sein; immerhin mögen sie wertvolle Erfahrungen bringen, die bei der künftigen Disposition der Landwirtschaft beachtet werden müssen.

Bei den Erörterungen dieser Fragen hat sich nun für viele als hemmendes Moment die Schwerfälligkeit der Landwirtschaft zu raschen Umstellungen ergeben. Die Betreffenden empfinden das selbstverständlich als absoluten Nachteil. Inwiefern aber dieser Konservatismus auch seine relative Berechtigung hat, namentlich wenn man an das Kreuzfeuer der Forderungen der letzten Jahre denkt, ist eine Frage für sich. Sicher ist trotzdem, daß das alles sein Gutes gehabt hat, besonders deshalb, weil dadurch eine Kardinalfrage der innern Agrarpolitik dem öffentlichen Interesse nähergebracht wurde: die Berufserziehung des Landwirts. Und die Freude daran kann selbst durch die Beobachtung nicht wesentlich getrübt werden, daß viele Unberufene mitkochen und den Mangel an positiven Grundlagen durch *guten Willen* ersetzen.

**Faserpflanzen** Der große Mangel an Faserstoffen in den Kriegsjahren hat die Frage des Anbaus von Faserpflanzen erneut zu einem Problem gemacht, das man nicht so ohne weiteres mit einem Hinweis auf unsere Bodenknappheit abtun kann. Man braucht noch lange nicht mit jenen Wirtschaftsoptimisten übereinzustimmen, die am Ende glauben, wir könnten alles, was wir zum Leben brauchen, auf heimischem Boden erzeugen, und kann doch nach manchen Kriegerfahrungen, mehr noch nach manchen Ansätzen der letzten Friedensjahre, der Überzeugung sein,

daß es nicht ganz unlohnend ist die Möglichkeit des Faserpflanzenanbaus im Rahmen deutscher Landwirtschaft zu diskutieren.

Die Anbauflächen für Hanf und Flachs (die einzigen 2 Arten von Faserpflanzen, die für uns in Betracht kommen) sind nun allerdings im letzten Viertel des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts rapide zurückgegangen:

Pflanze	Anbaufläche in 1000 Hektar			
	1872	1893	1900	1913
Hanf	21	8	4	
Flachs	134	61	34	10

Und dies bei einem gleichzeitig gestiegenen Bedarf der Industrie an Faserstoffen. Die Ursache liegt in erster Linie in den Preisverhältnissen. Nachdem der deutsche Getreidebau durch Zoll geschützt war, während ein solcher für Hanf und Flachs wegen des Widerstands der beteiligten Industrie nicht zu erlangen war, mußten Hanf und Flachs, die an sich auch sorgfältige Kultur verlangen, dem Getreide und den Hackfrüchten weichen. Dazu kam, daß die Qualität der Fasern in einzelnen Gegenden zu wünschen übrigließ, in anderen mit dem Niedergang des Anbaus rasch sank; wobei aber nicht zu vergessen ist, daß noch vor nicht allzu langer Zeit oberbayrische Flachsfaser zum Beispiel wegen ihrer Qualität einen Ruf bis nach Belgien und Nordfrankreich besaß.

Unter den Kriegsnotwendigkeiten ist nun allerdings ein Wandel eingetreten. Die Fläche für Flachs ist von etwa 10 000 Hektar 1913 auf 20 000 Hektar 1916 und 30 000 Hektar 1917 gestiegen; 1918 soll wieder eine erhebliche Steigerung vorliegen. Auch die für Hanf ist nach Berichten wesentlich gestiegen. Es entsteht nun die Frage: Soll darauf hingearbeitet werden diese Entwicklung auch für den Frieden zu begünstigen? Das heißt also weiter: Haben Hanf- und Flachsbau so viel Aussicht in Deutschland, daß sie ohne allzu große Künstlichkeit, und ohne daß sie uns das Getreideland zu sehr einschränken, gebaut werden können? Inwieweit man dabei auch gleich an eine restlose Eigenversorgung mit diesen Faserstoffen zu denken hat, ist nicht die Hauptsache. Es würde genügen, wenn ein namhafter Teil in Deutschland ohne zu große volkswirtschaftliche Unkosten erzeugt werden könnte. (Man rechnet, daß zur Eigenversorgung mit Flachsfaser zirka 75- bis 80 000 Hektar An-

baufähig erforderlich wären bei einer Ernte von 6 Doppelzentner Flachsfaser auf den Hektar. Für Hanffaser wären etwa zwei Drittel dieser Fläche nötig.) Man muß hier mit allgemeinen Schlagworten vorsichtig sein und darf nicht voreilig von Entwicklungstendenzen reden, nach denen der Anbau dieser Pflanzen von unserm intensiv ausgenutzten Boden nach den Ländern extensiver landwirtschaftlicher Kultur strebe. Denn es ist zum Beispiel eine interessante Tatsache, daß der Flachsbau in den letzten Friedensjahren in Schlesien stark im Zunehmen begriffen war. Der Grund dafür liegt in der Landwirtschaftstechnik. Man hat nämlich herausgefunden, daß in den östlichen Provinzen, in denen Weizen bald (Ende August, Anfang September) gesät werden muß, um der Mads der Halmfliege zu entgehen, und in denen er nach Klee und Hülsenfrüchten, die ihm den Boden als Stickstoffsammler zu mastig hinterlassen, leicht mißrät, daß dort der Flachs eine gute Vorfrucht für Weizen ist, ja nach Lage der Dinge die beste. In dem, weiter unten angezeigten Sammelwerk Arbeitsziele der deutschen Landwirtschaft berichtet der Güterdirektor Püschel Helvetihof aus Oberschlesien über seine Erfahrungen auf den ihm unterstellten Gütern. Er hält dort folgende Fruchtfolge: ein Drittel (1750 Hektar) Hackfrucht, davon 1500 Hektar Zuckerrüben, 250 Hektar Kartoffeln; ein Drittel Sommerung, davon 1300 Hektar Flachs, der Rest Hanf, Gerste und Hafer; ein Drittel ist mit Weizen bestellt. Nach seinem Urteil hat sich der Weizenertrag pro Hektar von 14 auf 26 Doppelzentner gehoben, und zwar lediglich durch Ersetzung der Hülsenfrüchte und des Klees als Vorfrucht durch den Flachs. Die pflanzenphysiologischen Gründe für diese Erscheinung sind schon angedeutet. Weiter kommt hinzu, daß der Flachsbau außer der Faserernte noch etwa 5- bis 600 Kilogramm Leinsaat liefert, von der nach Abzug von 150 Kilogramm Aussaat immer noch etwa 350 bis 450 Kilogramm zur Ölgewinnung bleiben und als Rückstand die Ölkuchen liefern. In Anbetracht des hohen Kalorienwerts des Leinsamens wegen seines starken Fettgehalts bedeutet dieser Ertrag etwa so viel wie eine halbe Sommerfrüchtereinte. Die Einbuße also, die andere Früchte, insbesondere Getreide an Fläche durch den Flachsbau erleiden, darf man nur zum Teil als direkten Verlust buchen.

Berücksichtigt man besonders die Verhältnisse in Ostdeutschland und denkt man an die ungünstigen Lagen in Gebirgsgegenden, in denen der Getreidebau häufig nur geringe, noch dazu oft unsichere Erträge gibt, während Flachs noch sehr wohl gedeiht, so kann man zu dem Schluß kommen, daß der Anbau des Flachses in Deutschland im kommenden Frieden nicht schlechte Aussichten hat. Wir haben auch keinen Grund volkswirtschaftlich uns ablehnend zu verhalten. Möglich, daß er die erste Zeit einer leichten Stütze seitens des Staates bedarf; im wesentlichen aber wird er unter den neuen Gesichtspunkten, unter denen seine Wiedereinführung erfolgt, auf eigenen Füßen stehen. Wichtig für seine dauernde Konkurrenzfähigkeit wird noch eines sein: die Gewinnung erstklassiger Faser. Das hängt wesentlich von der Aufbereitung des geernteten Flachses ab und wird durch die technischen Einrichtungen, die während des Krieges hierfür geschaffen wurden, einigermaßen gewährleistet. Schließlich wird hier ein Feld für genossenschaftliche Tätigkeit sein.

Nicht unwesentlich mag zum Schluß noch die Möglichkeit reichlicherer Winterarbeit erscheinen, durch die ein gewisser Arbeitsausgleich erreicht wird. Dies gilt in gleicher Weise wie für Flachs auch für den Hanf. Dieser ist, was den Boden anlangt, weniger wählerisch als Flachs, der immerhin am besten auf Weizenboden gedeiht. Besonders gedeiht Hanf gut auf Moorböden, und darauf beruht vielleicht seine Zukunft.

Die Preise für Faserpflanzen waren vor dem Krieg im Steigen begriffen; insbesondere die für Hanffaser sind von 45,9 Mark für 100 Kilogramm 1892 auf 87,5 Mark 1912 und 94,4 Mark 1914 gestiegen.

Gänzlich enttäuscht hat nach den vorläufigen Mitteilungen der Bayrischen Landesanstalt für Moorwirtschaft der Anbau der *Brennessel*. Sie ist, wie ja auch aus ihrem natürlichen Vorkommen geschlossen werden kann, sehr anspruchsvoll an Boden und Düngung, leidet sehr unter Trockenheit und Raupen. Die Pflege ist sehr umständlich, insbesondere auch das Sammeln der Stecklinge, da die Anzucht aus Samen bisher recht unbefriedigende Resultate geliefert hat. Dazu ist die Ernte höchst unsicher. Es ist infolgedessen vorerst bis zu weiterer Klärung von jedem An-

bau abzusehen. Einer Sammlung der wildwachsenden Brennessel steht nichts im Weg, außer vielleicht der etwas geringe Preis von 14 Mark für 100 Kilogramm trockener, entblätterter Stengel.

**Kriegspublikationen** Die (bereits im 2. Kriegsjahr veröffentlichten, wegen der Unterbrechung dieser Rundschau bis jetzt hier noch nicht angezeigten) Schriften des Ersten Beigeordneten der Stadt Köln K. Adenauer (Die neue Regelung unserer Nahrungsmittelwirtschaft /Berlin, Concordia/) und des Direktors des Statistischen Amts der Stadt Berlin Heinrich Silbergleit (Die Aushungerungsgefahr /Berlin, Collignon/) gehen in der strittigen Frage der Viehhaltungspolitik während des Krieges einen Mittelweg, der ungefähr auf das Richtige führen dürfte. Die vortreffliche Arbeit Silbergleits enthält im Schlusskapitel auch zu treffende Bemerkungen zur Kriegskartoffelpolitik und zu der Massenabschlachtung der Schweine.

Der Unterstaatssekretär im Kriegsernährungsamt Friedrich Edler von Braun gibt jetzt in Verbindung mit Heinrich Dade und anderen ein Sammelwerk Arbeitsziele der deutschen Landwirtschaft /Berlin, Parey/ heraus, das aus den Erfahrungen der Kriegswirtschaft hervorgegangen ist und im allgemeinen recht wertvolle sachkundige Einzelbeiträge für die verschiedenen landwirtschaftlichen Produktionsgebiete und -fragen enthält. Es ist deshalb zur Orientierung sehr zu empfehlen. Leider fehlt eine zusammenfassende Synthese der vielerlei Einzelstrebungen, die erst imstande wäre das Buch zu einer Art Programm zu gestalten. Mit von Brauns Forderung eines staatlichen Zwangs zur Anwendung von Kunstdünger usw. ist noch eine Auseinandersetzung nötig.

Seit dem 1. Januar 1917 geben Heim und Schlittenbauer eine wöchentlich erscheinende Kriegswirtschaftliche Beilage zum Bayrischen Kurier heraus, in der mit sehr viel Sachkenntnis und Voraussicht ein in eine sinngemäße Kriegswirtschaft sich einordnender Produzentenstandpunkt vertreten wird.

**Totenzliste** Wie seinerzeit in der Rundschau Biologie (1916 I, Seite 238) berichtet wurde, starb Anfang 1916 der verdiente Pflanzenpathologe Geheimrat Paul Sorauer, der durch seine grundlegenden wissenschaftlichen Arbeiten

und durch seinen, von der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft unter die deutschen Landwirte weithin verbreiteten populären Katechismus zur Bekämpfung der Pflanzenkrankheiten viel zur Steigerung der Produktivität des deutschen Pflanzenbaus beigetragen hat. Der langjährige Lehrer der Geologie an der Landwirtschaftlichen Hochschule in Berlin Albert Orth ist, 80 Jahre alt, gleichfalls Anfang 1916 gestorben. Er hat als akademischer Lehrer, als Schriftsteller und durch seine hervorragende Mitarbeit in der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft und im Klub der Landwirte zu Berlin sich vor allem das Verdienst erworben die deutschen Landwirte auf die Bedeutung des Düngekalks und der Mergelung für die Hebung der Ackererträge unermüdlich hingewiesen zu haben.

Am 22. November 1917 starb in Königsberg Arthur Schulz. Er ist 39 Jahre alt geworden.

Am 13. Januar 1918 starb der frühere Ministerialdirektor im preußischen Landwirtschaftsministerium Hugo Thiel. Er hat sich besondere Verdienste um das landwirtschaftliche Versuchs- und Unterrichtswesen erworben, war Mitbegründer der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft und arbeitete eifrig im Verein für ländliche Heimats- und Wohlfahrtspflege.

In Göttingen starb Anfang Februar der Agrikulturchemiker Bernhard Tollens in seinem 77. Lebensjahr. Er war von 1873 bis 1910 Direktor des Agrikulturchemischen Laboratoriums der Universität Göttingen, außerdem Mitherausgeber des Journals für Landwirtschaft und hat, neben zahlreichen Abhandlungen in Fachzeitschriften, ein Handbuch der Kohlenhydrate sowie verschiedene Anleitungen für den agrikulturchemischen Unterricht verfaßt.

**Kurze Chronik** Für das Studienjahr 1918-1919 wurden von der Berliner Landwirtschaftlichen

Hochschule folgende **Preisaufgaben** gestellt: 1. Agrikulturchemie und Bakteriologie: »Welche Folgerungen ergeben sich aus den neueren Untersuchungen über den Nährstoffhaushalt des Bodens für die Anwendung der künstlichen Düngemittel?« 2. Tierphysiologie: »Die Bedeutung der Mineralstoffe für die Ernährung soll erörtert und die neueren Vorschläge Chlorkalium und phosphorsaures Natrium beizufüttern kritisch gewürdigt werden.« 3. Landwirtschafts-

technik: »Die praktisch wichtigen Methoden zur Herstellung von Torfmelasse und von Strohhäckselmelasse aus rohem und aufgeschlossenem Stroh sollen an der Hand der Literatur beschrieben und kritisch beleuchtet werden, insbesondere hinsichtlich der Haltbarkeit der Produkte bei längerer Aufbewahrung.«  
 4. Volkswirtschaft: »Aufgaben und Bedeutung der innern Kolonisation in Deutschland.« ◊ Der bayrische Landwirtschaftsrat lehnte am 3. November 1917 das Getreidemonopol ab, forderte aber, falls es dennoch käme, entsprechende Vertretung der Landwirtschaft. ◊ Auf Anregung Heims erließ Bayern am 17. Oktober 1917 eine Verordnung über den Verkehr mit landwirtschaftlichen Grundstücken. Danach ist der Verkauf an Nichtlandwirte genehmigungspflichtig und darf nur in Ausnahmefällen gestattet werden. Am 15. März folgte eine Bundesratsverordnung über die gleiche Materie in ähnlichem Sinn, aber weniger unzweideutig. ◊ Von der Vereinigung für Tierhaltung und Tierernährung soll ein Forschungsinstitut gegründet werden, in dem alle mit diesem Gebiet zusammenhängenden Fragen wissenschaftlich geprüft und dann in die Praxis übergeleitet werden sollen. Mit dem Forschungsinstitut soll ein Mustergut verbunden werden.

**Literatur** In den von Georg Schanz herausgegebenen Wirtschafts- und Verwaltungsstudien mit besonderer Berücksichtigung Bayerns veröffentlichte Clemens Liedhegener eine sorgfältige agrarhistorische Studie Das Würzburger Universitätsgut Mariaburghausen von 1582 bis 1880 /Leipzig, Deichert/. Von anderen Monographien dieser Art, wie sie besonders aus dem Conradischen Seminar hervorgegangen sind, unterscheidet sich Liedhegeners Arbeit dadurch, daß sie nicht nur die geschichtliche Entwicklung der Preise und Löhne sondern vor allem auch der Pachtverträge und der Pachtpreise durch 3 Jahrhunderte verfolgen läßt. ◊ Die Allgemeine landwirtschaftliche Betriebslehre Friedrich Aereboes /Berlin, Parey/, die Anfang 1917 herauskam, erlebte binnen Jahresfrist 3 Auflagen. Man bedenke, was das bei einem wissenschaftlichen Werk im Umfang von mehr als 650 Seiten heißt. Aereboe

hat in den letzten Jahrzehnten auf dem Gebiet der landwirtschaftlichen Betriebslehre eine Reihe vielbeachteter Schriften veröffentlicht, zuletzt Die Taxation von Grundstücken und Landgütern /Berlin, Parey/, mit welchem Werk er der Schätzungslehre eine haltbare Grundlage gab und sie von der Halbheit und praktischen Unmöglichkeit der von der Goltzischen Reinertragschätzung befreite. Mit seinem neuen Werk gibt er der Landwirtschaftslehre den lang entbehrten theoretischen Mittelpunkt, der durch das Überwuchern der naturkundlich-technischen Disziplinen verloren war. Es ist wohl die bedeutendste Erscheinung auf landwirtschaftlichem Gebiet seit langem. Der Landwirt muß es unbedingt kennen; aber auch für den Volkswirt und Politiker bietet es eine reiche Quelle der Orientierung und ist bei Beurteilung landwirtschaftlicher Fragen kaum zu entbehren. Aereboe betrachtet das Landgut als Organismus, bei dem über allem Einzeltechnischen das Ineinandergreifen der Teile steht. Daher bei ihm auch eine starke Betonung des Relativen, weil das eine fast mit Naturnotwendigkeit ein mehr oder weniger bestimmtes anderes nach sich zieht. Neben den natürlichen Grundlagen des Bodens, Klimas usw. und den verfügbaren Arbeitskräften wird nach Aereboe die innere Organisation des Landguts vor allem durch die Preisrelationen bestimmt. Sehr interessant ist, was Aereboe bei Würdigung der Besitzverhältnisse in ihrem Einfluß auf Organisation und Produktivität der Landwirtschaft über die relative Überlegenheit der einzelnen Betriebsgrößen sagt. Er kommt da auf Grund praktischer Erfahrung (Aereboe war lange Zeit Güterdirektor und dann bei der Betriebsberatung der Hauptritterschaftsdirektion in Berlin) zu wesentlich anderen Ergebnissen als die Agrarmaxisten: nämlich daß es eine absolute Überlegenheit einer einzelnen Größenklasse nicht gibt. Besonders dankenswert sind auch seine Darlegungen über die Berufserziehung und die Persönlichkeit des Landwirts. Je höher die landwirtschaftliche Kultur steigt, um so wichtiger und folgeschwerer wird gerade die Lösung dieses Problems. Das Buch ist in einer leicht verständlichen, flüssigen Sprache geschrieben, gefüllt mit lebendiger Anschauung, dabei immer theoretisch vertieft.